

Karl-Heinz Ohlig

Zwei Päpste

Ratzingers Missbrauch

Das Papsttum in der Katholischen Kirche lässt sich biblisch nicht begründen, und es gibt es auch erst seit der Zeit um 400 n.Chr., kann also keine *continua successio* aufweisen. Aber seit der damaligen Zeit hat es sich in der lateinischen Kirche durchgesetzt, immer größere Macht auf sich gezogen und nimmt seit dem Ersten Vatikanischen Konzil eine letzte Kompetenz rechtlicher und lehrmäßiger Art in Anspruch. Die Katholische Kirche wurde zur Papstkirche.

Theologisch spräche nichts dagegen, diese Strukturen zu korrigieren. Dabei hat diese Entwicklung – trotz aller negativen Begleiterscheinungen – auch Vorteile in Bezug auf den inneren Zusammenhalt der Kirche und auch auf ihre Effektivität nach draußen. Sie kann allerdings nur funktionieren, wenn es dabei bleibt, dass *ein* Mann, der Bischof von Rom, Papst ist. In der Kirchengeschichte gab es hin und wieder Zeiten, in denen mehrere Bischöfe den Anspruch erhoben, Papst zu sein. Die Epochen, in denen es Gegenpäpste gab, die von unterschiedlichen Kirchenregionen anerkannt wurden, waren von Streit, Korruption und Niedergang des kirchlichen Lebens gekennzeichnet.

Die heutigen Zustände in Rom lassen Erinnerungen an diese Vergangenheit aufkommen. Zwar ist die Rechtslage mittlerweile klar: es gibt nur *einen* Papst. Und Ratzinger will kein Gegenpapst sein. Aber sein Versprechen, sich nach seinem Rücktritt zurückzuhalten, hält er nicht ein. Er hat es vermieden, die Rolle einzunehmen, die ihm kirchenrechtlich zukommt: pensionierter Kardinal oder Bischof zu sein. Er schuf für sich die in der Kirche unbekannt Position eines *papa emeritus*, eines emeritierten Papstes in Anlehnung an die (frühere) Emeritierung deutscher Professoren. Er trägt weiterhin die weiße Papstgewandung, wohnt auf dem Gelände des Vatikans und lässt sich mit „Eure Heiligkeit“ anreden.

Vor allem hält er sich in theologischen und kirchlichen Fragen nicht zurück, sondern mischt sich von Zeit zu Zeit ein, und zwar immer so, dass er seinem Nachfolger Franziskus Schwierigkeiten bereitet. Jetzt hat er sich zum Pflichtzölibat der Priester geäußert und dessen angeblich theologische Geltung für alle Priester postuliert. Er hat unter Mitwirkung des aus Guinea stammenden Kardinals Robert Sarah und seines Privatsekretärs, des Erzbischofs Georg Gänswein, ein Buch („Aus den Tiefen unserer Herzen“) in französischer Sprache publiziert, das bald in vielen Übersetzungen erscheinen soll. In ihm wird der Verzicht auf eine Familie zur unaufgebbaren Voraussetzung für Priester erklärt.

Hiermit erschwert er Papst Franziskus ein Eingehen auf Wünsche aus der Amazonas-synode nach einem Zugang zum Priestertum auch für verheiratete Laien, wenigstens für die sogn. *virī probati*. Diese Korrektur ist nicht nur unumgänglich, wenn man die pastorale Situation in Lateinamerika verbessern will, sie ist auch erforderlich in vielen Ländern, die keinen zureichenden Priesternachwuchs haben. Ratzinger versucht, seinen noch vorhandenen Einfluss im Sinne reaktionärer Positionen geltend zu machen. Er missbraucht seine Möglichkeiten und geriert sich als eine immer noch päpstliche Figur. Vielleicht hat er es seinem Nachfolger damit unmöglich gemacht, den Kirchen am Amazonas die Weihe verheirateter Männer zu erlauben.

Positiv zu vermerken ist, dass Papst Franziskus den Erzbischof Georg Gänswein aus seinem zusätzlichen Amt als Präfekt des Päpstlichen Hauses entlassen hat (angeblich sagte er zu ihm, er könne ihn nicht mehr sehen).



Der folgende Beitrag, Teil zwei eines umfassenden Aufsatzes, hätte als Fortsetzung des ersten Teils (in Heft 3) im letzten Heft 4, 2019, erscheinen sollen. Durch ein Versehen ist dies nicht geschehen und wird jetzt nachgeholt.

Hermann Häring

Was ist Klerikalismus?

2. Teil: Narzissmus und Überforderung

II/6 Baustein 6: Ein Selbstbild erzeugen

Fundament: Auffällige Selbstdarstellung

Gleich, ob Männerbünde sich als Geheimbünde oder als offen agierende Gemeinschaften verstehen, in der Regel sind sie es gewohnt, ihre Identität durch *Kleidung* oder Uniformen, durch genaue Rangordnungen, besondere Titel und Abzeichen zu unterstreichen. Zunächst deutet das auf die Nostalgie für eine Zeit, in der sich eine Gesellschaft noch in Ständen präsentierte. Genauer besehen versuchen solche Bünde noch heute, sich nach außen von anderen abzugrenzen und – werbend oder drohend – ihre Bedeutung zu demonstrieren.

Überbau: Überbordende Pracht

Ähnlich wie die östlich-orthodoxen Kirchen steht der Klerus der katholischen Kirche in einer hoch kultivierten Tradition der Darstellung und der Pracht. Im römischen Barock wollte man den „Triumph der Gnade“ demonstrieren. Die Kirchen haben immer einen *öffentlichen Auftrag* erfüllt, mit subjektiv besten Absichten dafür Sorge getragen, dass die christliche Botschaft verkündet wird. Dieses missionarische Interesse erklärt bis heute viele Facetten der notorischen katholischen Prunkentfaltung, sei es im liturgischen Gottesdienst oder bei Prozessionen, bei den feierlichen Konzelebrationen im Petersdom, dem Pomp der Kardinalsernennungen und der Beerdigung von Päpsten, bei Weltjugendtagen und päpstlichen Weltreisen, sogar bei jedem offiziellen Treffen etwa von den Bischofskonferenzen

der einzelnen Länder, in Deutschland sogar bei Bischofsweihen, bischöflichen Geburtstagen und Sterbefällen. Seit Johannes Paul II. hat Rom eine hohe Kunst der medialen Wirksamkeit entwickelt. Es würde zu weit führen, die zahlreichen *Kleidungsstücke und -vorschriften* darzulegen, die von Größe und Befugnissen ihrer Ämter zeugen. In jedem Fall fördert solcher Aufwand nicht die Glaubwürdigkeit dessen, was sie verkünden. Das Medium ist dabei, die Botschaft zu pervertieren.

II/7 Baustein 7: Verselbständigung des Rechts

Fundament: Ein- und Unterordnung

Jede Gemeinschaft, die sich an bestimmten ideellen oder gesellschaftspolitischen Zielen orientiert, um diese zu erreichen, muss sich eine bestimmte Struktur geben. Sie hat für Männerbünde eine besondere Bedeutung, denn diese verstehen sich als gesellschaftliche Eliten und wollen effektiv sein. Deshalb sind ihre Gewohnheiten und Verhaltensweisen genau zu definieren, Befehlslinien sowie Strukturen der internen Kommunikation und Unterordnung klar festzulegen. Befehl und Gehorsam spielen, wie schon gesagt, eine herausragende Rolle. Dazu gehören die genaue Aufteilung und Abgrenzung von Machtbefugnissen, ein Katalog von Sanktionen und Absprachen über den notwendigen Ausschluss von Dissidenten aus der Gemeinschaft. Je mehr sich ein Männerbund staatlichen Organisationen annähert oder einen öffentlichen Anspruch erhebt, umso klarer bildet er ein eigenes Rechts- und Ordnungssystem aus. Es ist dann eine Frage der Staatstreue, ob sich das konkurrierende elitäre System durchsetzt.

Überbau: Absolut gesetztes Recht

Schon in der Spätantike spielte das Recht in den damaligen Staatskirchen eine wichtige Rolle: teilweise ist es in östlich-orthodoxen Kirchen noch heute mit dem staatlichen Recht verwoben. Auf das komplizierte Wechselspiel von weltlichen und kirchlichen Kräften ist hier nicht näher einzugehen. Von höchster Bedeutung ist später für die westliche, also die römisch-katholische Kirche die *Gregorianische Reform* (11./12. Jh.) –, die das Gesicht der Kirche grundlegend änderte. Gregor VII. (1073-1085),

durch den Gang nach Canossa (1076/77) weithin bekannt, sorgte für ihre Unabhängigkeit gegenüber den mittelalterlichen Feudalherren, indem er den Papst zum obersten Richter aller (weltlichen und geistlichen) Macht erklärte. Außer beim Glaubensabfall dürfe er von niemandem gerichtet werden.¹ Diese Bestimmung war schon früher bekannt, jetzt aber wird sie konsequent durchgesetzt. Er ist also der oberste Gesetzgeber und Ausführer der Gesetze. Zugleich verändert sich das Bild von der Kirche grundlegend, denn unter dem Einfluss des römischen Rechts wird sie jetzt im Kern zu einem wohl geordneten Rechtssystem. Die damals erscheinenden Abhandlungen über die Kirche sind juristische Traktate.

Jetzt lässt das kanonische Recht seine dienende Funktion zum Schutz gerechter Verhältnisse hinter sich, denn im Machtstreit mit den „weltlichen“ Mächten erhält es einen von Gott gesetzten Selbstwert und bildet die übermächtige Leitperspektive, in der die Kirchenleitungen nach innen und nach außen handeln und ihre Machtansprüche durchsetzen. Unbemerkt werden bestehende Sitten und Gebräuche zu rechtlich fixierten Normen. Eine gewaltige Dynamik und Tiefenwirkung setzt ein, die sich im Grunde bis zum 2. Vatikanischen Konzil fortsetzt: Die Kirchenstruktur wird bis hin zur Monokratie zentralisiert. Die Sakramente werden konsequent juristischen Kategorien unterworfen, über die die Kirchenleitung verfügt, und damit dem Kirchenregime unterstellt. Jetzt tritt das Amt der Gemeindeleitung endgültig hinter dem Priestertum zurück und man begreift die Eucharistie von einer geradezu magischen Wandlungsvollmacht her. Selbst die Erlösungslehre mit ihren paulinischen Wurzeln wird seit Anselm von Canterbury (1033-1109) als ein feudales Rechtsgeschehen dargestellt.² Da verwundert es nicht, dass der Klerus langfristig zu einem Apparat verkommt, dessen höchste Würde es ist, kanonisch festgelegte Vollmachten auszuüben.

900 Jahre lang wird dieser hoch autoritäre Ansatz *ausgebaut und verschärft*. Die Privi-

legien des (höheren) Klerus werden abgesichert, in Beichtpflicht und konkreter Beichtpraxis wird die Kontrolle des Kirchenvolks bis in intime Bereiche hinein intensiviert; ein ausgefeiltes System von Ehehindernissen unterstellt das Ehesakrament dem kirchlichen Belieben.

Vom Augenblick der Gregorianischen Reform an ging die westliche Kirche ihren eigenen Weg, der sie in Grundhaltung und Geist von den östlich-orthodoxen Kirchen zutiefst entfremdete, mystische und spirituelle Impulse in Misskredit brachte und dazu führte, dass die zahlreichen Reformversuche konsequent abgeblockt wurden. Man denke an die Verbrennung von Jan Hus (1370-1415), die Verurteilung der konziliaren Beschlüsse des Konstanzer Konzils (1414-1418), die Verketzerung Martin Luthers (1483-1546) sowie die antimodernistische Manie der Theologenschelte, die in den 1860er Jahren einsetzte.

Allmählich wuchsen die schon existierenden Bausteine des Klerikalismus zu einem höchst wirksamen, typisch *westkirchlichen Gesamtphänomen* zusammen. Bis zum 2. Vatikanum bildet ein klerikal fixiertes Kirchenrecht die entscheidende Klammer der so hoch gerühmten Einheit, derer sich die katholische Kirche erfreute. Es bietet der hierarchischen Elite ein unerschütterliches Selbst- und Erfolgswusstsein, den Nicht-Klerikern aber die Hinführung zu einer tief eingprägten Untertänigkeit.

Nur aus diesem Kontext heraus ist eine letzte Entwicklung zu erklären, die in der antimodernistischen Zeit in Gang gesetzt wurde. Das Lehramt der Theologie, das unverzichtbar zum kirchlichen Lehramt gehörte, wurde faktisch entmachtet. Geläufig ist heute die Rede von dem einen *authentischen Lehramt*, das von Bischöfen und Papst ausgeübt wird. Diese atemberaubende Monopolisierung, die allen Prinzipien von Kirche und Kirchlichkeit Hohn spricht, wurde von Pius IX. (1846-1878 Papst) vorangetrieben. Per Handstreich degradierte er kraft päpstlicher Vollmacht den Glaubenssinn des Volkes ebenso wie er die unbestreitbare Lehrkompetenz der Theologie vom Tisch fegte. Dann war der Weg zur Definition eines unfehlbaren Lehramtes (1870) frei, das ebenfalls in juristischen Kategorien zum Ausdruck kommt. Der lehrenden Hierarchie stand nur noch das hö-

¹ Decretum Gratiani, Prima Pars, dist. 40, c. 6,3: "(Papa) a nemine est iudicandus, nisi deprehendatur a fide devius."

² Gemeint ist die „Satisfaktionstheorie“, die Anselm in seinem Buch *Cur Deus homo* entwickelt hat.

rende Gottesvolk gegenüber. Man nimmt nicht einfach duldend oder mit innerer Zustimmung das Unwissen der Gläubigen wahr, sondern stemmt sich gegen das aufkommende Wissen von Wissenschaft und moderner Kultur. Das kommt einer ausgesprochenen *Verachtung der „Laien“* gleich, der Frauen noch mehr als der Männer. So erhält die männerbündische Neigung zur Selbstisolierung bei der hierarchischen Elite einen neuen kämpferischen Schub. Sie baut ihren Vorrang gegenüber den aufmüpfigen „Laien“ zu einem Privileg aus, das keinen Dialog mehr zulässt. Die Dynamik der Selbstbestätigung, die der männerbündischen Elite immer schon einwohnte, wird massiv verstärkt, verleiht Baustein 2 eine zugespitzte, geradezu aggressive Vitalität und rückt Baustein 1 in ein *antimodernes Licht*. Das Lehramt präsentiert sich im Widerstand gegen neue Wissenskompetenzen und einen neuen politischen Laizismus. Jetzt zeichnet sich der Nachfolger der Apostel dadurch aus, dass er dem immer bösen Zeitgeist widersteht.

II/8 Baustein 8: Störfaktor Sexualität

Männerbünde entstehen in männerzentrierten Gesellschaften und reproduzieren diese Eigenart mit besonderem Nachdruck. Die physisch Stärkeren stellen ihre physische Stärke zur Schau, die Einflussreichen bestehen auf ihrem Vorrang; die Männer prägen das Recht und besetzen den öffentlichen Sektor, erzwingen ihre Führungsrolle auf dem Gebiet von Sexualität und im Verhältnis der Geschlechter. Sie führen in Männergesellschaften vor, wie das geht. In keinem anderen der hier besprochenen Gebiete rücken Gesellschaft und männliche Dominanz so eng zusammen.

Fundament: Feudaler Männerbund

Wie Michel Foucault zeigt, hat schon die Antike den Problemkreis von Liebe, Lust und Sexualität reflektiert, wenn auch ausschließlich aus männlicher Perspektive. Der Genuss und das Wohlsein des Mannes, nicht der Frau, stehen im Mittelpunkt. Wichtig wird die Schule der Epikureer, insbesondere ihr prominenter Vertreter Epiktet (50-138), der Ausgeglichenheit und emotionale Gelassenheit, Seelenruhe und

innere Freiheit propagiert.⁵ Der Mensch muss über seine Affekte und Leidenschaften herrschen. Dieses ausgesprochen männliche Ideal der Herrschaft über den Leib wirkt stark auf das spätantike Christentum, insbesondere auf Augustinus ein. Es verlangt in allem Handeln souveräne innere Herrschaft und Disziplin und es bedarf keiner weiteren Begründung, dass diese Tugend im Bereich der Sexualität, also auch im Verhältnis des Mannes zur Frau einen besonderen Stellenwert einnimmt. Für den Stoiker wird die Sexualität mit ihren anarchischen Begleiterscheinungen (Leidenschaft, Versuchung, weiblicher Einfluss) zum Störfaktor.

Das führt zu konfliktreichen Situationen, denn im Regelfall lassen sich das sexuelle Begehren und seine Folgen weder abschalten noch ignorieren. Deshalb gehen – je nach Idealen und Zielvorgaben – Männerbünde unterschiedlich damit um. Bewahrt bleibt in allen Fällen der männliche Vorrang, den ja auch der gesellschaftliche Kontext nicht in Frage stellt. Schlimmstenfalls kann er als pure Herrschaft, d.h. zügellos als Demonstration von Macht und Unterwerfung ausgelebt werden; in Kriegen werden Frauen noch heute brutal vergewaltigt, um so den [!] Feind zu demütigen. Gewalt gegenüber Frauen, in welcher Härte oder mit welchen Künsten der Verführung auch immer, kann auch schlicht der emotionalen Selbstbestätigung oder der entspannenden Triebabfuhr dienen; nach Paulus kann selbst die Ehe diesen Zweck erfüllen: „Es ist besser zu heiraten, als vor Begierde zu brennen.“ (1 Kor 7,9) Damit wird die Partnerin zum sexuellen Objekt, deren eigene Subjektivität spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass aus sexuellen Augenblicks- oder Dauerbeziehungen keine späteren Verpflichtungen entstehen, die das höher vorgegebene Ziel stören, sei es gegenüber der benutzten Frau, gegenüber gezeugten Kindern oder einem betrogenen Ehemann. Anspruchsvollere Männerbünde, die sich – philosophisch, politisch, kraft adliger Abstammung oder religiös – als Elite in den Dienst des Gemeinwohls stellen, übernehmen (im Idealfall) ihr männliches Begehren im Rahmen ihrer öffentlichen Rolle.⁴

⁵ Uwe Olligschläger, *Epiktet und seelische Gesundheit*, Berlin 2009.

⁴ Zu den folgenden Ausführungen s. die einschlägige Literatur von Michel Foucault und Georges Duby.

Seit dem Mittelalter werden der öffentliche und der private Sektor streng unterschieden. Sie sehen als Hauptpflicht die Sorge für ihre Familie und die Erhaltung des Erbes, dem großen Stabilisator in einer feudalen Gesellschaft. Gegebenenfalls verzichten sie auf eine verbindliche Liebe und Sexualität; denn sie erfahren, dass die oft praktizierten „Zwischenlösungen“ (Affären, außereheliche Beziehungen) zu schweren Komplikationen führen können. Angesichts solcher Risiken geht eine begrenzte Minderheit den sichersten Weg. Sie erfährt Frieden und Erfüllung in einem Leben, das sich aller sexuellen Betätigung enthält; oft wird dieser Rigorismus mit einem moralischen Rigorismus gegenüber Dritten kompensiert, der dem Zusammenleben wenig förderlich ist.

Zu den fruchtbarsten Lösungen führen aber Lebensentwürfe, die ihre konsequente Selbstdisziplin mit einer intensiven Liebe zu Frau und Kindern oder mit einer reifen Empathie gegenüber anderen Menschen vereinbaren können, die in der christlichen Tradition dann „Nächstenliebe“ genannt wird. Im Prinzip überwinden diese Männer schon die Grenzen eines männlich orientierten Lebensstils, auch wenn sie die Rolle eines Familienvaters, eines Ordensmannes oder eines Einsiedlers ausfüllen; natürlich waren sie sich dieser Grenzüberschreitung noch nicht bewusst. Doch ist das eine anachronistische Bewertung.

Die anarchische, deshalb zu kontrollierende unbändige Kraft des sexuellen Begehrens bildet auch für das heraufziehende Mittelalter ein großes Problem. Im Prinzip gibt es auch jetzt kein ausreichendes Mittel der Kontrolle. Dabei macht es keinen Unterschied, ob ein radikaler Sexualitätsverzicht oder eine kontrollierte Mäßigung gefordert wird. Deshalb konstatiert Foucault zwischen der antiken und der beginnenden mittelalterlich-christlichen Kultur eine starke Kontinuität. Beiden Ausprägungen liegt ein gespaltenes, frauenkritisches Menschenbild zugrunde; die Frau wird zum großen Störfaktor und zur Projektionsflä-

che vieler Übel, zu der ein ungezügelt Verhalten führen kann. Auch jetzt war das Problem des sexuellen Begehrens nicht gelöst.

Doch nach Foucault verändern die wachsenden christlichen Einflüsse allmählich den Umgang mit Sexualität. Ziel ist jetzt nicht mehr eine sexuelle Kontrolle, sondern die sexuelle Reinheit. Sexuelles Begehren schafft nicht einfach Verwirrung, sondern es beschmutzt. Dabei ist es unvermeidlich, dass auch die Quelle des Schmutzes in die Frau projiziert wird. Sie ist die Quelle der Unreinheit, die Quelle des Bösen; mit Eva, einer Frau, hat das Unheil der Welt begonnen.

Eine weitere Verschärfung kommt hinzu: Jetzt kommen dem sexuellen Begehren der Männer nicht nur weltliche Belange, sondern auch der Wille und die Güte Gottes in die Quere. Das augustinisch manichäische Sündenbewusstsein und seine Lehre von der Erbsünde haben zu diesem Umbruch beigetragen. Letztlich führt diese Forderung nach sexueller Reinheit nicht zu einer Menschenkontrolle, sondern zu einer kategorischen *Menschen*distanz, denn im sündigen Nächsten lässt sich Gott nicht mehr vorbehaltlos finden. Die wirklich Frommen finden ihn nur in Gottes eigenen geistigen Dimensionen, in Gebet und Meditation, in den Sakramenten und kirchlichen Gottesdiensten.

Die Studien von Georges Duby zum 11.-13. Jahrhundert in der Welt des französischen Adels bieten dazu konkreten Anschauungsunterricht. Schon seit dem 9. Jahrhundert zeichnet sich eine epochale Wende ab. Zwei Rahmensysteme treten einander gegenüber. In der aufkommenden feudalen Gesellschaft schützt das *weltliche Modell*, ganz vom Feudalismus geprägt, das Erbe der herrschenden Elite. Seinetwegen wird die Familie (Vater, Mutter, Kinder) zur zentralen Agentur gesellschaftlicher Stabilität. Sie ist die Schnittstelle zwischen Öffentlichkeit und Intimität und sie regelt die Nachfolge, die Verheiratung der Töchter und die Abfindung der Söhne so, dass das Erbe, also der Machtbereich des Hauses, nicht beschädigt wird. Im Blick auf diese Ziele gelten die Regeln einer ehelich monogamen Treue nur relativ. Eheschlüsse, in der Regel noch am Kirchenportal vollzogen, sind nicht als Zeichen eines persönlichen Ehebundes wichtig, sondern weil so die

Von M. Foucault siehe die drei Bände seiner Histoire de la Sexualité: *La volonté du savoir*, Paris 1967, *L'usage des plaisirs*, Paris 1984 und *Les souci de soi*, Paris 1984. Von G. Duby siehe: *Le chevalier, la Femme et le Prêtre*, Paris 1981, *Dames du XIIe siècle*, Paris 1995 und *Le temps des cathédrales*, Paris 1967.

neuen Erbverhältnisse vertraglich geregelt und öffentlich bekundet werden.

Allmählich wird dieses weltliche von einem *kirchlichen Modell* unterlaufen. Es setzt, wenn man will, tiefer und radikaler an, davon fühlen sich viele angezogen. Asketische Strömungen haben ihre Wirkung. Dieses Modell neigt zur Diskriminierung der Ehe. Lange gilt auch noch der kirchlich legitimierte Sexualakt als (lässliche) Sünde.

Doch unter den weltlichen Bedürfnissen (Zeugung von Nachkommen und Wahrung der Stabilität) gilt die Ehe als das kleinere Übel, das akzeptiert werden muss. Um dieses Übel, soweit möglich, zu reinigen, wird eine ausufernde Ehemoral entwickelt. Aller sexueller Genuss als solcher ist zu unterbinden. Die aufkommende Beichtpraxis perfektioniert die Kontrolle des Standes der „Kämpfer“ und „Arbeiter“ (später spricht man vom Wehr- und vom Nährstand). Sie geschieht durch den Stand der „Beter“ (der Priester und Seelsorger). Jetzt erhalten die schon genannten Regeln einer geordneten, auf die Ehe beschränkten Sexualität eine absolute Bedeutung. Ausnahmen werden bekämpft, im Prinzip nicht mehr geduldet. Schließlich wird der Eheschluss selbst sakralisiert, indem man ihn zum 7. Sakrament erhebt. Im 11. Jahrhundert wird der Eheschluss unter priesterlicher Zeugenschaft ins Innere der Kirche verlegt und damit auch öffentlich-zeichenhaft der absoluten kirchlichen Kontrolle unterstellt. Das kirchliche Modell überlagert das weltliche. Allerdings sei auch eine Entwicklung nicht vergessen, die damit einhergeht: Diese Moralisierung und kirchliche Kontrolle bis in intimste persönliche Bereiche hinein macht die Eheführung allmählich zu einem Zeugnis des Glaubens. Im eigenen Gewissen ist sie je persönlich vor Gott zu verantworten und in der Beichte zu rechtfertigen. Dies führte zu einem grundlegenden Paradigmenwechsel, der die Ehe von ihrer feudalen Fixierung auf Besitz- und Erbschaftsfragen befreite. Im Kirchenrecht setzte sich das Prinzip des *Konsenses* durch. Bis heute lautet das kanonische Rechtsprinzip: „der Konsens macht die Ehe“. Verheiratet konnte also nur sein, wer aus eigenem Wissen und Gewissen dem Ehepartner die Treue schwor. Natürlich werden für die Eliten dadurch die (feudale) Bedeutung der Ehe und die Führungsrolle des Mannes nicht überwunden; rechtlich bleibt sie bis ins 21.

Jahrhundert bestehen. Doch an diesem Kernpunkt, an dem sich eine Ehe konstituiert, war die alleinige Fixierung der Ehe auf den Mann durchbrochen.

Überbau: Der „reine“ Klerikalismus

Kommen wir nach diesem notwendigen Umweg auf die Hauptfrage zurück: Welche Auswirkungen hatte diese Entwicklung auf die klerikale Struktur und Mentalität der römisch-katholischen Kirche? Meine Kurzformel lautet: Je mehr im weltlichen Bereich der Fokus auf die Vorherrschaft der Männer gemildert wurde und Männerbünde Konkurrenz erhielten, umso schärfer wird innerhalb des weltlichen Kirchenverbandes unter römischer Führung die Fixierung auf Mann und Männlichkeit vorangetrieben. Test und Zeuge dafür ist die Priesterehe, deren Ende bevorstand und durch den Stand einer solitären Ehelosigkeit, den *Zölibat*, ersetzt wurde.

Innerkirchlich war die Kritik an Priesterehen schon lange vorbereitet, und sie verschärfte sich, sobald der Priester, statt primär als Gemeindeleiter zu agieren, in der Hl. Messe das Kreuzesopfer und eine magische Wandlung vollzog. Auf allen Ebenen, die soeben skizziert wurden, blieben die sexual- und frauenfeindlichen Strömungen der früheren Jahrhunderte präsent, ihre unbiblischen Elemente mit eingeschlossen.

Die Angst vor legitimen Priestersöhnen, die feudale Erbforderungen erheben konnten, gab schließlich den Ausschlag. Jetzt, da die hierarchische Rechtsetzung im Zuge der Gregorianische Reform (Baustein 7) absolute Gültigkeit erhalten hatte, fasste 1139 die 2. Lateransynode folgende Beschlüsse: 1. Höhere Kleriker, „die geheiratet haben oder eine Konkubine halten“, verlieren Amt und Pfründe. 2. Messen von Priestern, die eine Ehefrau oder Konkubine haben, dürfen nicht mehr gehört werden. 3. Die Priesterweihe bildet *ein trennendes Ehehindernis* (also ein Hindernis, das einen Eheschluss bedingungslos nicht nur verbietet, sondern ungültig macht). Seitdem ist vor dem Forum der geistlich allmächtigen Kirche – von später verfügten Ausnahmen abgesehen – jede priesterliche Ehe ungültig. Die Tragweite dieser letzten Entscheidung und ihrer Gültigkeit bis in die Gegenwart lässt sich kaum überschätzen. Denn mit der zölibatären Lebensform wird den Pries-

tern nicht einfach eine Lebensform aufgezungen, die man wie ein Kleid an- und ausziehen kann. Mit dem Zölibat rücken die beschriebenen klerikalischen Elemente den Klerikern in all ihren Dimensionen buchstäblich auf den Leib, sie werden zu einer fleischlichen Wirklichkeit. Dieses sexualfeindliche Ideal zwingt seine Träger dazu, ihm sich mit Haut und Haaren auszuliefern oder an ihm zu zerbrechen. Man kann diese Lebensform nicht mit der Behauptung rechtfertigen, die Kandidaten des Priesteramts hätten sich freiwillig zu dieser Lebensform entschieden, denn bis heute können die Betroffenen in der Regel die lebenslangen Konsequenzen nicht übersehen.

So verkörpern römisch-katholische Priester oft nur unter Schmerzen das männliche Eliteprogramm der apostolischen Kirche. Zugleich unterliegen sie den Versuchungen dieses Modells. Man sagt ihnen, sie könnten im Namen Christi handeln, sie dürften ihre Existenz von ihm her verstehen. So erfahren sie sich als Vertreter einer sakralen Macht, die allen anderen Christen überlegen ist. „Ein Priesterherz ist Jesu Herz“, beginnt ein Kirchenlied, das in reaktionären Kreisen wieder gesungen wird. Die Intransparenz und Fixierung auf narzisstische Traditionen können ihnen zur zweiten Natur werden. Dann ist es ihr höchstes Ideal, ein unfehlbares Rechtssystem statt Gottes Wort zu vergegenwärtigen.

Heute sind klerikale Ehelosigkeit und - eng damit verbunden - Homophobie massiv in die *Kritik* geraten. Auch ungezählte Kleriker haben zu dieser frühmittelalterlichen Lebensform Distanz gewonnen; das hat nicht nur zeitbedingte Gründe. Die aktuelle Epidemie von klerikaler Gewalt gegen Kinder, Jugendliche und Nonnen enthüllt das toxische Gemenge von interagierenden Faktoren, in denen die spirituelle Tradition von Jahrhunderten steckt. Deshalb reicht es nicht, angesichts dieser Katastrophe mehr Bescheidenheit und Selbstdisziplin anzumahnen. Nachzudenken ist über die narzisstische, männerorientierte Grundstruktur, die der hierarchischen Kirchenordnung zugrunde liegt.

Das ist keine einfache Aufgabe, denn der Klerikalismus hat den kirchlichen Grundtext so dicht mit einem ausgeklügelten Netz von theologischen Argumenten überzogen, dass die inneren Widersprüche und massiven Bruchlinien von den Betroffenen oft

nur schwer offenzulegen sind. Heute präsentiert sich Rom gerne als der große Protest gegen Weltlichkeit und Welt. Man müsste dort endlich begreifen, wie unbiblisch und verweltlicht sein Gehabe auch unter dem gegenwärtigen Papst noch ist.

Baustein 9: Überforderungen und Ausgleich

Es gibt kein normales Leben an sich, aber es gibt Lebensformen, die einen inneren Ausgleich schaffen, eine Balance zwischen Idealen und Wirklichkeit, Bedürfnis und Erfüllung, persönlicher Aufgabe und erfahrener Zuwendung. Auch dieser Ausgleich wird nie zu einem spannungsfreien, „normalen“ Zustand führen, sonst würde ihm jede Dynamik fehlen; selbst ein Herz schlägt nur, wenn es eine ständige Asymmetrie auszugleichen hat. Leben meint immer Lebensarbeit und den Versuch, über unbefriedigende Situationen hinauszuwachsen, auch mit dem ständigen Verfall von Leben fertig zu werden. Positiv und negativ erfahren wir unseren Leib als den Ort und Gradmesser für das, was uns geschenkt ist und beglückt, oder für das, was wir vermissen und uns auferlegt ist.

Diese Metaphern lassen sich auf die Kultur von Gemeinschaften und Gesellschaften übertragen. Dort bilden sich Strukturen aus, die diese Spannungen spiegeln und in stabile Bahnen lenken, im besten Fall in eine stabile Abfolge von beherrschten Energieschüben bringen. Funktionierende Kulturen lassen sich mit selbstzündenden Motoren vergleichen. Doch nie erschöpfen sich diese Zündungen ohne bleibenden Überschuss. Die Kraftzufuhr ist genau zu regeln und die freiwerdende Energie in sinnvolle Arbeit umzusetzen. Auf dem Gebiet der Sexualität wirken sich diese Kräftespiele besonders dramatisch aus, denn dort erhält das Spiel der Sublimierung eine hervorragende Anschaulichkeit.

Fundament: Verzicht auf den Genuss
Männerbünde reagieren in besonderer Weise auf solche Spannungen, die bis in das leibliche Begehren hineinreichen. Sie treiben die Chancen und Verzerrungen einer männerzentrierten Gesellschaft voran und testen die Eigenarten aus, von denen oben die Rede war. Dabei tritt die Männlichkeit als dominierende Kulturform hervor. Männer erscheinen und bestätigen sich als das

führende Geschlecht. Männerbünde wachsen aus diesen Profilierungen hervor und organisieren ihre einseitige Verteilung von Einfluss und Macht. Solch profilierte Lebensformen wirken ihrerseits auf Kultur und Gesellschaft zurück. Sie definieren, was Mann und Männlichkeit zu sein haben. Das Zeugen steht einseitig dem Empfangen gegenüber, die agierende Kraft einer passiven Empfänglichkeit, die Rationalität den Emotionen. Der in diesem Sinn „normale“ Mann agiert öffentlich, steht draußen im feindlichen Leben.

Schon diese Umschreibung zeigt: Die Standards von Mann und Männlichkeit sind nicht objektiv vorgegeben, sondern immer schon kulturell ausgeformt. Hier ist die Wechselwirkung zwischen naturgegebenen und kulturbedingten Vorgaben nicht zu untersuchen, ebenso wenig die Frage, wie sich im Detail das Verhältnis der Geschlechter entwickelt hat. Unbestritten ist: Schon in antiken Zeiten hat die europäische Kultur ein asymmetrisches Rollenspiel zwischen Mann und Frau entwickelt. Das aber hat weitreichende Folgen, denn wer vom Mann redet, denkt (und fühlt) die Frau notwendig mit. In einem Männerbund spitzt sich diese Polarität zu. Weil männliche Aufgaben von Frauen nicht auszuführen sind, sind Frauen verschärft in die Schranken zu weisen. Weil Männern die Öffentlichkeit gehört, dürfen Frauen den intimen und privaten Raum in keinem Fall überschreiten und die Familie hat in den männlichen Räumen nichts zu suchen. Er ist der Besizende, der letztlich auch seine Frau besitzt, sie höchstens die Verwaltende und Behütende. Er garantiert die Kontinuität von Macht, Erbe und Besitz; die Ehe wird zur Institution der Erb- und Machtgarantie instrumentalisiert. Gegebenenfalls werden die sexuellen Bedürfnisse des Mannes als männliches Sonderhandeln abgetrennt, das Begehren der Frau unterdrückt. Er ist der Held, der Hochdisziplinierte und Schlachtenherr, der Priester, später auch der Hochgebildete und Wissenschaftler. Sie hält dem Mann gegebenenfalls den Rücken frei, versorgt den Haushalt und erzieht die Kinder, bis sie zu Männern oder Frauen herangereift sind und die gealterte Mutter und Ehegattin in einer funktionalen Bedeutungslosigkeit versinkt.

Die Männerbünde *kontrollieren* ihre Sexualität nach strengen Regeln. Je klarer diese

sind, umso gezielter werden Rollenkonflikte vermieden; Männer fanden meist Nebenwege, um ihr Begehren zu befriedigen. Anders als den Frauen, waren ihnen sexuelle Freiräume zugestanden. Doch unter kirchlichem Einfluss gingen die Kontrollstrategien über zu Idealen des *Verzichts*, denn seit dem 10. Jahrhundert setzen sich, wie schon besprochen, Ideal und Gebot der Reinheit durch. Als Beispiel können die Kreuzritter dienen, denen Bernhard von Clairvaux (1090-1153) in seinen äußerst wirksamen Kreuzzugspredigten einen überirdischen Lohn verspricht.

Überbau: Gottgegebene Sexualphobie

In dieser Übergangszeit wird die Spannung zwischen persönlichem Begehren und Lustverzicht allmählich verinnerlicht; jetzt ist der Lustverzicht nicht nur aus pragmatischen Gründen geboten, sondern in sich gut. Das Begehren zu leugnen erhält unmittelbar eine moralische Qualität. Es sind die Vertreter der Kirche, die die Ideale des Männerbundes verinnerlichen und auf die Bevölkerung übertragen.

Die Gregorianische Reform hat für die spätere Gestalt der Kirche eine Schlüsselfunktion. Es setzen sich durch: (1) die Herrschaft eines streng hierarchisch ordnenden Rechts, (2) durch die Sakramentalisierung der Ehe und die Intensivierung der Ohrenbeichte ein intensiver Einfluss auf die Bevölkerung sowie (3) die Disziplinierung des Klerus durch den Zölibat. Zwar geben Fragen von Erbrecht und Pfründenpolitik zu dessen Durchsetzung den Ausschlag, aber seine spirituelle Begründung war schon lange vorbereitet. Der absolute Sexualverzicht wurde jetzt für die Klasse der Kleriker erzwungen und mit der bekannten Diskriminierung der Sexualität verkoppelt. Damit enthält die Sexualdistanz eine toxische Qualität, weil das leibliche Begehren des Menschen nicht verschwinden kann. Ein zölibatäres Leben und Sexualitätsverzicht als Eigenwert leugnen die Grunddynamik einer jeden Leiblichkeit, die für die Entwicklung der eigenen Identität unverzichtbar ist.

Natürlich wird die Klasse der Zölibatären diesen Widerspruch verdrängen, denn man will auf das Priestertum nicht verzichten; Zölibat und Sexualität werden zu alternativen Tauschobjekten. Umso unkontrollierter hat diese Existenzform einen destruktiven

Effekt: Das Übel der Sexualität wird auf die „Welt“ projiziert und trägt in die Kirche eine Spaltung hinein, die bis heute andauert. Zugleich gilt es, die konkrete Quelle der sündigen Sexualität auszumachen. Man entdeckt sie in den Frauen und gibt damit dem Männerbund eine theologische Legitimation, die das Verhältnis der Männer zu den Frauen vergiftet. Dass diese Lebensform zahllose Kleriker zerstört, sie in Einsamkeit und Ersatzbefriedigungen treibt und sogar sexuelle Gewalt gegenüber Kindern zu Epidemie werden lässt, muss hier nicht eigens nachgewiesen werden.

Exkurs: Erniedrigung von Frauen und fatale Selbstbestätigung

Die Konsequenzen beschreibt anschaulich G. Duby, der die tonangebenden Beichtbücher des 10. und 11. Jahrhunderts untersucht hat. Ihr Hauptinteresse gilt dem Verhalten von Frauen, die sich abscheulichen Praktiken hingeben. Sie verführen Männer, widrigenfalls rächen sie sich an ihnen fürchterlich. Sie befriedigen sich mit „Maschinen“, benutzen Dildos, treiben Embryonen ab, kennen sich in der Kunst der Empfängnisverhütung aus, geben Zauberkünste mit entsprechendem Zauberkranke weiter, um sich Liebe zu erschleichen oder sie in Hass zu verkehren.

Eine besonders anschauliche Frage, die den Geist des abgrundtiefen Misstrauens dokumentiert, lautet: Hast du „deinen nackten Leib mit Honig bestrichen, Korn auf ein Leintuch am Boden gestreut, dich von allen Seiten darin gewälzt und die an dir klebenden Körner sorgfältig gesammelt, hast du sie gemahlen und dabei den Mühlstein gegen die Sonne gedreht, hast du aus dem Mehl ein Brot für deinen Ehemann gebacken und gehofft, er möge daran zugrunde gehen?“ [Duby, Frauen, 425]. Gewiss, von Zauberei und Hexerei hat die Kirche schon lange Abstand genommen. Doch die Hexenprozesse haben eine lange Tradition und nach Abzug des Hexenglaubens blieb das abgrundtiefe Misstrauen gegen die Labilität, die Irrationalität und die dunklen Verführungskünste der Frauen unserer Kultur eingepreßt. Sie wurden zur Projektionsfläche der Tatsache, dass die Zölibatären (die sich solche Fragen ausdachten) mit ihrem Begehren keinen Frieden finden konnten.

Noch im Juni 2009 zitiert Benedikt XVI. den Pfarrer von Ars mit innerer Zustimmung: „Ohne das Sakrament der Weihe hätten wir den Herrn nicht. Wer hat ihn da in den Tabernakel gesetzt? Der Priester. Wer hat Eure Seele beim ersten Eintritt in das Leben aufgenommen? Der Priester. Wer nährt sie, um ihr die Kraft zu geben, ihre Pilgerschaft zu vollenden? Der Priester. Wer wird sie darauf vorbereiten, vor Gott zu erscheinen, indem er sie zum letzten Mal im Blut Jesu Christi wäscht? Der Priester, immer der Priester. ... Erst im Himmel wird er sich selbst recht verstehen.“ Dieser letzte Satz entlarvt das ganze Problem: Nichts davon ist zu verstehen, umso mehr sieht sich der Kleriker auf den Himmel verwiesen, während die „Laien“, insbesondere die Frauen der Sündigkeit der Erde verhaftet sind. Gewiss, mag man erwidern, dass hier von einer Religiosität gesprochen wird, doch mit ihr sind weder der Zölibat noch seine toxischen Wirkungen verschwunden.

III. Überwindung eines destruktiven Systems

Der Klerikalismus ist inzwischen in aller Munde. Sogar Bischöfe verurteilen ihn, allerdings so pauschal, dass daraus keine Selbstverpflichtung folgt. Sie rühren nicht an die theologischen und strukturellen Grundlagen, deren Änderung die bischöfliche Identität empfindlich treffen könnte. So ist noch keine Aussicht auf eine wirksame Reform in Sicht.

III/1 Vorbehaltlose Kritik

Teil II dieses Beitrags versuchte zu zeigen, wie komplex das Phänomen des Klerikalismus ist. Es setzt sich aus vielen Komponenten zusammen, tritt aber wie eine in sich geschlossene Einheit auf. Was macht die Sanierung dieses klerikalistischen Systems so schwierig? Ich nenne hier fünf Gründe.

(1) Trotz gegenteiliger Behauptungen folgt der Klerikalismus auf seiner emotional vorbewussten Ebene der *vitalen Dynamik* eines Männerbundes, der sich über Jahrhunderte hin in der katholischen Kirche ungestört entwickeln und seine Eigengesetze christlich schmücken konnte. In einer demokratischen Gesellschaft hat dieser Männerbund jede Plausibilität verloren.

Deshalb ist es auch schwierig, den verborgenen Zusammenhängen dieser Dynamik nachzugehen. Zwar hat er in der gegenwärtigen Kirche nichts mehr zu suchen. Dennoch bleibt er im emotionalen Dunkel von Frömmigkeit und einer nostalgischen Religiosität präsent. Gerade seine Verdrängung macht ihn unbesiegbar.

(2) Der römisch katholische Klerikalismus hatte zu seiner Entfaltung die Zeit von Jahrhunderten. In ihnen konnten die verschiedenartigen Bausteine zu einer gelebten Einheit verschmelzen. Biblische und theologische Widerstände wurden abgeschliffen und stützende Argumente bis in die letzten Feinheiten ziseliert. Heute lassen sich die unterschiedlichen Aspekte und die internen Widersprüche nur schwer entflechten. In der Regel bleibt nur ein Gesamteindruck übrig, dem rational nur schwer zu begegnen ist.

(3) Von einzelnen prominenten Kritikern des Klerikalismus abgesehen (man denke an Hans Küng oder Edward Schillebeeckx) stieß dessen Überwindung auf zähe Trägheit oder *massiven Widerstand*. Erst ideologiekritische Entwürfe formulierten einen ersten prinzipiellen Widerspruch. Dazu gehörten die feministische Theologie, die Befreiungstheologie und andere kontextuelle Entwürfe.

(4) Zugleich müssen alle Bausteine einzeln untersucht werden. Alle haben ein genuin christliches Erbgut verengt, zugespitzt, in einen unchristlichen Geist getaucht und für die Interessen der Hierarchen instrumentalisiert. Eine Erneuerung der Kirche verlangt das Ende klerikaler Rede- und Denkverbote.

(5) Bislang hat sich die Hierarchie einer fälligen Revision der Unfehlbarkeitsdoktrin verweigert; sie übergeht diesen Sündenfall mit Schweigen, machte es zu einem Familiengeheimnis der katholischen Kirche. Dabei wäre eine *Unfehlbarkeitskritik* der einfachste Ausgangspunkt für eine Revision von Kirchenbild und Kirchenwirklichkeit; denn damit stünde der Weg für eine neue unbefangene Lektüre der Schrift offen und die entscheidenden Lehrgrundlagen des Klerikalismus würden verdampfen.

III/2 Kluge Strategien

Lässt sich der Klerikalismus auch auf anderen Wegen überwinden? Die simple Übernahme anderer Kirchenmodelle ist

schwierig. So reicht es nicht, kirchliche Herrschaftsmodelle auszutauschen, denn auch die östlich-orthodoxen, die evangelischen und die unabhängigen oder charismatischen Kirchen haben mit ihrem eigenen Klerikalismus zu kämpfen. Zudem kommt es weniger auf die faktischen Strukturen, sondern auf den Geist an, in dem sie gelebt werden. Nicht die faktischen Institutionen sind wichtig, sondern was sich konkret in ihnen ereignet.

Die Prozesse innerkirchlicher Erneuerung müssen ganzheitlich und mit *praktischen Entscheidungen* beginnen. Dabei sollte man genau auf den Sinn und die Funktionen kirchlicher Ämter achten, Schlüsselkonstellationen herausgreifen und der klerikalen Dynamik der Hierarchie konfrontativ eine *partizipative Dynamik* der Gesamtkirche entgegensetzen. Das wäre die Aufgabe reformorientierter Kirchengemeinden und Kirchenmitglieder. Die Erneuerung muss mit mündigen Gemeinden beginnen, die eigenverantwortlich handeln. Denkbar sind als *erster Dreischritt* die Zulassung von Frauen zum kirchlichen Leitungsamt, die Aufhebung des Zölibats und die Wahl der Funktionsträger/innen durch die jeweils Betroffenen. Vermutlich wären nach fünf Jahren die Klerikalismusdebatten verstummt und die Kirche nicht wiederzuerkennen.

Ein wirksames Reformprogramm muss geschichts-, ideologie-, kontext-, macht- und genderkritische Strategien entwickeln. Sie allein machen gegen die naive Selbstbestätigung von Amtsträgern und ihren Gremien sensibel. Dazu gehören ein Gehör auf die Humanwissenschaften, ein waches Menschenrechtsbewusstsein sowie die prophetische Hoffnung auf eine in Frieden und Gerechtigkeit versöhnte Gesellschaft.

III/3 Der Ernst der Lage

Die erschreckende Missbrauchsepidemie, das oft unerträgliche Finanzgebaren kirchlicher Institutionen, die hartnäckige Intransparenz kirchlicher Entscheidungszentren, der notorische Überlegenheitskomplex der Kirchenleitungen sowie der fanatische Widerstand gegen alle Erneuerungsimpulse von Papst Franziskus, reaktionäre Interventionen von unverbesserlichen Würdenträgern, dies alles zeigt den Ernst der aktuellen Lage. Der *Glaubwürdigkeits-*

verlust gegenüber Priestern und Bischöfen ist enorm.

Dabei zeigt sich eine paradoxe Situation. Der so vergeistigte und entweltlichte Klerikalismus scheitert ausgerechnet an seiner Leugnung der Sexualität. Wie die Sexualskandale der Kleriker zeigen, lässt sie sich eben nicht leugnen. Deshalb müssen die Hierarchen wissen: Wenn sie das Sexualproblem des Klerikalismus nicht auf eine humane Weise lösen, werden sie sich auch nicht von ihrer Herrsch- und Kontrollsucht trennen können.

III/4 Kann ein Papst die Kirche retten?

Die aktuelle Situation von Papst Franziskus zeigt die hoffnungslos verfahrenene Lage einer im Klerikalismus erstickten Hierarchie. Einerseits genießt der Papst *absolute Vollmachten*. Wenn er denn wollte, könnte er seinen klerikal agierenden Kirchenapparat über Nacht nach eigenem Dafürhalten umbauen. Andererseits müsste er dazu sein *eigenes Profil* massiv ändern; in den Augen vieler würde er sein eigenes Amt abschaffen. Er selbst käme aus einer solchen Operation als ein Anderer heraus, als der er hineinging. Jeder grundsätzliche Schritt wäre deshalb genauestens zu reflektieren. Deshalb bleibt ihm nur der Weg von Reformschritten, die das Kirchenprofil in *Etappen* verändern. Dazu ist er auf Berater von höchster exegetischer, historischer, anthropologischer, soziologischer und juristischer Kompetenz angewiesen. Er kann sie weder aus dem Kreis der Kardinäle noch aus dem der Bischöfe gewinnen. Niemand beneidet ihn um diese Aufgabe. Doch er muss sie in Angriff nehmen, bevor die römisch-katholische Kirche vollends auf das Niveau einer narzisstischen Großsekte herabsinkt. Die Basis hat aber im Geist der Schrift keine andere Wahl, als in einem Akt großer *loyaler Illoyalität* tiefgreifende Änderungen zu erzwingen. Sie muss in eigener charismatischer Vollmacht eine andere Kirchenwirklichkeit praktizieren, denn die Kirche, nicht der Klerus, sollte gerettet werden. Im Idealfall könnte sich der Papst dazu mit reformorientierten Kräften von unten verbinden. Zeichen und Wunder sind nie ausgeschlossen.

Karl Josef Wendling

Jesus – einer von uns und doch ganz anders

Predigt vom 04. Adventssonntag
(22.12.2019) in Ensdorf zu Mt 1, 1-25

Liebe Gemeinde!

Heute geht es im Evangelium um eine wesentliche Frage unseres Glaubens: Wer war Jesus? Wie ist das zu verstehen, wenn im Matthäusevangelium ein Engel zu Josef im Traum sagt: Das Kind, das Maria erwartet, ist vom heiligen Geist?

Früher haben wir das so gelernt: Jesus ist kein Kind von Josef. Gott hat die Rolle des Vaters übernommen. Josef ist nur der Pflegevater von Jesus. So glauben heute noch die meisten. Ich zeige Ihnen heute einen anderen Zugang zu dieser biblischen Botschaft, ohne dass dadurch unser Glaube verfälscht wird. Wer bei dem alten Verständnis bleiben will, kann das ruhig tun. Beim Evangelisten Matthäus hat Jesus zwei Wurzeln, eine menschliche und eine göttliche. Er beginnt sein Evangelium folgendermaßen:

„Buch des Ursprungs Jesu Christi“. Und dann werden bei der Abstammung, der Entstehung Jesu viele Namen aufgezählt, 3x14. Und am Schluss wird Josef genannt, der Mann Marias, der Frau, die Jesus geboren hat.

Danach fängt der Evangelist neu an: Mit der Geburt Jesu Christi war es so. Dann wird erzählt von der Wirkung des Gottesgeistes.

Beides gehört zusammen. Jesus versteht man nur, wenn man einerseits diesen ganzen Stammbaum bedenkt, und wenn man andererseits das Wirken des heiligen Geistes ernst nimmt. Jesus kommt aus der Menschheit. In seinem Stammbaum werden nicht nur edle Gestalten aufgeführt. In seiner Ahnenreihe sind Dirnen, da ist der berühmte König Salomo, der aus einem Ehebruch Davids hervorgegangen ist. Da ist auch nicht alles reinrassisch, nur aus dem Volk Israel. Da gibt es z.B. die Ausländerin Rut. Wenn Matthäus alle diese Namen aufführt, die uns so langweilig und unwichtig vorkommen, dann sagt er damit: Jesus

kommt aus der ganzen Menschheit, er kommt aus der ganzen, sündigen und erlösungsbedürftigen Menschheit. Aber Jesus ist auch nicht einfach das Produkt dieser Menschheit, der Höhepunkt ihrer Entwicklung, die Spitze der menschlichen Evolution. Er ist auch ganz Gabe, Geschenk Gottes. Er steht wie kein anderer Mensch unter dem Geheimnis des unsichtbaren Gottes! So kann Paulus am Anfang seines Römerbriefes (2. Lesung) sagen: Er habe das Evangelium vom Sohn Gottes zu verkünden, „der dem Fleische nach geboren ist als Nachkomme Davids, der dem Geist der Heiligkeit nach eingesetzt ist als Sohn Gottes in Macht seit der Auferstehung von den Toten“.

Matthäus und Paulus sagen je auf ihre Art das Gleiche: Jesus ist seiner ganzen menschlichen Existenz nach Sohn Davids, also wahrer Mensch. Und er ist auch ganz von Gott, sein Geschenk.

Wie soll man diese einzigartige Nähe Jesu zu Gott deutlich machen, in Worte fassen? Jeder Evangelist drückt das göttliche Geheimnis, das über Jesus liegt, auf seine Art aus. Matthäus wählt dazu die geistgewirkte Schwangerschaft Marias, die Josef, ihren Mann, in Schwierigkeiten und Gewissenskonflikte bringt. „Das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist“, sagt der Engel im Traum zu Josef. Und im Glaubensbekenntnis beten wir: „Empfangen durch den Heiligen Geist“.

„Empfangen durch den Heiligen Geist“ meint nicht, dass Gott der biologische Vater von Jesus ist. Solche Geschichten kennen wir aus dem Heidentum, dass ein Gott mit einer menschlichen Frau ein Kind gezeugt hat. Das waren dann die sog. Halbgötter, halb Mensch und halb Gott. Wir bekennen aber nicht, dass Jesus halb Mensch und halb Gott war, sondern er ist ganz Gott und ganz Mensch!

Prof. Josef Ratzinger, der spätere Papst Benedikt, schreibt darüber schon 1968 in seinem Buch „Einführung in das Christentum“ ganz deutlich: „Die Gottessohnschaft Jesu beruht nach dem kirchlichen Glauben nicht darauf, dass Jesus keinen menschlichen Vater hatte“ (S. 225). Von der Bibel her hindert uns nichts anzunehmen, dass er Kind von Maria und Josef ist. Deswegen ist er doch Gottes Sohn. Seine Beziehung zu Gott ist tiefer als Biologie. Das drückt Matthäus aus, wenn er den Engel sagen lässt:

Das Kind ist vom heiligen Geist. In jedem von uns wohnt etwas von Gottes Geist. Von Jesus aber heißt es in der Bibel: „Gott wollte mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnen.“ Wie, das wissen wir nicht. Aber die Evangelisten drücken das behutsam und fein aus. Mir bleibt in diesem Zusammenhang ein Erlebnis aus der Schule unvergesslich. In einer Kommunionkinderklasse, also im 3. Schuljahr, habe ich einmal mehrere Stunden über Jesus gesprochen. Dann habe ich eine Wiederholung gemacht, um zu testen, was die Kinder behalten und verstanden haben. Da sagte ein Junge: „Jesus war ein Mensch wie wir. Nur in seiner Seele war er ganz anders.“ Genau das ist es. Treffender kann man es nicht sagen. In seiner Seele war er ganz anders auch als Maria und Josef. Deswegen haben sie Jesus auch nicht verstanden, als er erwachsen war, obwohl er ihr Sohn war: Was er über Gott sagte und wie er lebte und handelte. Deswegen ist er auch für uns geheimnisvoll und rätselhaft. Und deswegen erfindet der Evangelist Matthäus die Geschichte von Josefs Traum, und dass das Kind, mit dem Maria schwanger ist, vom heiligen Geist ist. Deswegen erzählt Lukas vom Engel Gabriel, der Maria die Botschaft bringt. Und deswegen hören wir in der heiligen Nacht die schöne Geschichte, die auch Lukas sich ausgedacht hat: Vom Kaiser Augustus und vom Stall in Betlehem und den Hirten und den Engeln.

Das sind alles wunderbare Geschichten, die sagen: In Jesus kommt ein Mensch in unsere oft friedlose und unbarmherzige Welt, in dem Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit auf einmalige Weise unter uns erschienen ist. Das dürfen wir voll Freude jedes Jahr an Weihnachten feiern. Amen.

Karl-Heinz Ohlig

Der synodale Weg

Chance oder neues Desaster?

Das auf zwei Jahre geplante Unternehmen ist ein Versuch zu einer Bewältigung der

offenkundigen Notlage der Katholischen Kirche, der die Gläubigen weglaufen, die ihr moralisches Renommee verliert, keinen ausreichenden Priesternachwuchs hervorbringt und zudem von Skandalen erschüttert wird.

Vier Themenkomplexe sollen von den Delegierten – Bischöfe und ausgewählte Laien, zusammen 230 Mitglieder – erörtert und die Ergebnisse beschlossen werden: 1. Die priesterliche Lebensform, wobei es vor allem um den Pflichtzölibat geht, 2. Macht und Gewaltenteilung in der Kirche; hier soll es um Korrekturen an der alleinigen Kompetenz des Klerus, vor allem der Bischöfe, und um die Einbeziehung von Laien gehen, eine kirchliche Verwaltungsgerichtsbarkeit soll eingeführt werden, 3. Die katholische Sexualmoral, die von den meisten Katholiken für antiquiert und überholt angesehen wird, 4. Die Rolle der Frauen in der Katholischen Kirche, wobei im Mittelpunkt die Aufhebung ihres Ausschlusses von allen Weiheämtern vorangetrieben werden soll. Unter Punkt 1 und 3 werden sicher auch die Probleme um den Missbrauch von Kindern erörtert.

Diese Themenbereiche sind tatsächlich zentral, Korrekturen sind überfällig. Am 30.01.20 trat die erste Vollversammlung zusammen, zuerst mit Gottesdiensten, am 31.01. und 01.02. auch mit thematischen Diskussionen.

Trotz der ablehnenden oder jedenfalls reservierten Haltung einiger Bischöfe (vgl. in diesem Heft den Beitrag von Norbert Scholl) kann erwartet werden, dass am Ende eine Reihe von tiefgreifenden Reformvorschlägen stehen werden, wenn auch in katholisch-vorsichtiger Form. Das ist auch zu wünschen, weil nur so die Kirche in Deutschland reale Chancen haben könnte. Wie die Ergebnisse aussehen werden und wie weit die Vorschläge realisiert werden können, lässt sich noch nicht absehen. Widerstände in Deutschland wie auch seitens des Vatikan können alles zunichte machen. Der Rücktritt von Kardinal Marx vom Vorsitz der Deutschen Bischofskonferenz und das Papstschreiben zur Amazonassynode deuten eher auf ein bevorstehendes Fiasko hin. Warten wir's ab.

Norbert Scholl

Der „Synodale Weg“ – Auftakt zu einer neuen Evangelisierung?

Mit enormem Aufwand und deutscher Gründlichkeit hat die katholische Kirche in Deutschland einen „synodalen Weg“ gestartet, an dem Bischöfe, Priester und „Laien“ auf Augenhöhe verbindlich miteinander diskutieren sollen. In den vier Foren geht es um die Schwerpunktthemen Sexualmoral, priesterliche Lebensform, Macht und Gewaltenteilung sowie Rolle von Frauen in der Kirche.

„Weg in die Katastrophe“?

Ultrakonservative Kreise machen mobil, um diesen Weg zu sabotieren. Kardinal *Brandmüller* glaubt, „dass dieser synodale Weg in die Katastrophe führt“¹. Der US-Kardinal *Burke* fordert, dass „der ‚synodale Weg‘ gestoppt werden muss, bevor er unter den Gläubigen größeren Schaden anrichtet. ...Wir sprechen über die Rettung von Seelen, was bedeutet, dass wir jede nur mögliche Maßnahme ergreifen müssen“². Selbstverständlich hat auch der aus Westafrika stammende Kardinal *Sarah* gravierende Vorbehalte: „Einige Leute denken, dass sie allmächtig sind, weil sie ärmere Kirchen finanzieren.“ Man wolle die Agenda der Weihe verheirateter Männer, Schaffung von Ämtern für Frauen und die Übertragung von Kompetenzen an Laien den armen Kirchen aufzwingen. Die Forderungen seien „typisch für ein spießbürgerliches und weltliches Christentum“³. Da darf natürlich auch der Regensburger Bischof *Voderholzer* nicht fehlen. In seiner Silvesterpredigt vertrat er die Ansicht, man wolle mit Druck von außen einen Änderungsprozess in der katholischen Kirche erzwingen. Zur Eröff-

¹ <https://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/Kardinal-Brandmueller-sieht-die-Kirche-in-Gefahr;art312,200012>).

² <https://www.kath.net/news/69281>.

³ <https://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/aktuell/Synodaler-Weg-Kritik-aus-dem-Ausland;art4874,201915>

nung am 31.1. legte er noch einmal zu: „Fast gewaltsam“ werde der Eindruck aufrechterhalten, der sexuelle Missbrauch sei vor allem ein Phänomen der katholischen Kirche. Er frage sich, ob die so genannte MHG-Studie über sexuellen Missbrauch überhaupt als Grundlage für die innerkirchliche Reformdebatte taue. Ein kausaler Zusammenhang zwischen Priesterzölibat und Sexualmoral mit dem Missbrauchsgeschehen sei keineswegs wissenschaftlich bewiesen. Man brauche vergleichende Studien mit anderen gesellschaftlichen Bereichen. Aufgrund dieser „Unaufrichtigkeit“ habe er erhebliche Zweifel, dass die Beratungen einen geistlichen Gewinn bringen könnten.⁴ Und wie nicht anders zu erwarten, meint auch der von Papst *Franziskus* freigestellte Kardinal *Gerhard Ludwig Müller*, sich zu Wort melden zu müssen. Er attestiert dem Reformprojekt einen „Geburtsfehler“. Dass es in der Kirche um Macht gehe, die nun demokratisch begrenzt und geteilt werden müsse, sei ein „politisches Missverständnis“, schreibt er in der „Tagesspost“⁵. Von „Gewaltenteilung in der Kirche“ zu sprechen, sei „nichts anderes als Populismus und theologische Ignoranz.“ Und schließlich vergleicht der **gegenwärtig größte** Theologe der römisch-katholischen Kirche (1,95 m) die Abstimmungen der Versammlung in Frankfurt mit der Aufhebung der Weimarer Verfassung durch das Ermächtigungsgesetz am 24. März 1933: „Eine selbst ernannte Versammlung, die weder von Gott noch von dem Volk autorisiert ist, das sie vertreten soll, hebt die Verfassung der Kirche göttlichen Rechts auf, die auf dem Wort Gottes in Schrift und Überlieferung beruht. [...] In einem suizidartigen Prozess hat die Mehrheit entschieden, dass ihre Entscheidungen gültig sind, auch wenn sie der katholischen Lehre widersprechen“⁶ Verwunderlich, dass sich die häufig an seiner Seite anzutreffende Fürstin *Gloria von Thurn und Taxis* noch nicht in ähnlicher Weise geäußert hat. Das hat aber die 2009 von Papst *Benedikt* rehabilitierte *Priesterbruderschaft St. Pius*

X. getan. Ihre angeblich rund 500 Jugendliche zählende *Katholische Jugendbewegung* startete eine Aktion „NEIN ZUM SYNODALEN WEG“⁷: „Schreibt eine E-Mail an die Mitglieder der Synodalversammlung und bittet sie, der Lehre Christi und der römisch-katholischen Kirche treu zu bleiben, den falschen Forderungen nicht nachzugeben und so ein Schisma der Kirche in Deutschland zu verhindern... Tatenlos der Selbstzerstörung der Kirche zuzusehen, ist keine Alternative.“ In ihrer blindwütigen Verbohrtheit wollen sie nicht wahrhaben, „dass das Festhalten an den Formen und Stilen des 19. Jahrhunderts die Spaltung, die ja längst besteht, unumkehrbar machen würde. Dieses reaktionäre Beharren, das auf den ersten Blick wie Glaubenstreue aussieht, treibt bei uns die Leute in Scharen aus der Kirche. Sie finden keinen anderen Weg, ihren Protest gegen die Starrheit und Leblösigkeit der Kirche zum Ausdruck zu bringen, als den Weg hinaus. Sie werden nicht wiederkommen, wenn uns später die Reformen aufgezwungen werden, die jetzt in Freiheit durchzuführen wir zu ängstlich sind. Diese Chance haben wir nur heute!“⁸ So der Frankfurter Stadtdekan *Johannes zu Eltz*.

Bedenken hat auch der Kölner Kardinal *Woelki*. „Es sind eigentlich alle meine Befürchtungen eingetreten.“ Schockierend sei für ihn schon „das sehr deutlich prägende Bild beim Einzug zum Gottesdienst gewesen, als Bischöfe und Laien alle gemeinsam eingezogen sind und somit zum Ausdruck gebracht wurde, dass da jeder gleich ist. Und das hat eigentlich nichts mit dem zu tun, was Katholische Kirche ist und meint.“ Er fühle sich nicht an mögliche Beschlüsse des Synodalen Wegs gebunden. Die Maßgaben des Glaubens, die zum unveränderbaren Bestand kirchlicher Lehre gehörten, „können und dürfen“ nicht zur Disposition gestellt werden. **Es gehe darum, sich zunächst einmal darum zu bemühen, zu verstehen, was Glaube und Lehre der Kirche ist, und dann aufgrund dessen auch die Fragen, die sich uns heute im Jahre 2020 stellen, zu reflektieren und Antworten aus diesem Glauben der Kirche und dem Evan-**

⁴ <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/synodaler-weg-staerkt-frauen-bischof-kritisiert-grundlagen/>

⁵ <https://www.die-tagespost.de/kirche-aktuell/aktuell/Die-Glaubens-und-Sittenlehre-nicht-dem-Zeitgeist-anpassen;art4874,205047>

⁶ <https://www.onetz.de/oberpfalz/kardinal-mueller-vergleicht-synodalen-weg-beginn-ns-regimes-id2963109.html>

⁷ <https://k-j-b.info/nein-zum-synodalen-weg-jetzt-die-synodalversammlung-kontaktieren/>

⁸ <https://www.katholisch.de/artikel/24309-johannes-zu-eltz-reaktionaeres-beharren-treibt-leute-aus-der-kirche>

gelium (man beachte die Reihenfolge! N.S.) heraus zu geben.⁹

Bei der ersten Arbeitssitzung am 31.1. wurde deutlich, was „katholische Kirche“ heute leider vielfach darstellt: *„Einige Bischöfe gehen den Reformprozess sichtlich konstruktiv und selbstkritisch an, so wie Bischof Overbeck aus Essen. Er spricht von einem notwendigen Reifungsprozess der Kirche. Andere sträuben sich wie Ehemänner, die man gegen ihren Willen zur Therapiestunde geschleppt hat. Stumm fixieren sie die Tischkante. [...] Eines wird ganz klar an diesem ersten Sitzungstag der Synodalversammlung: Dieser Reformprozess beginnt ohne Erfolgsgarantie. Und doch sind Kleriker und Kirchenvolk bei ihrer Egetherapie zum Erfolg verdammt. Denn eine Scheidung ist im katholischen Kirchenrecht nicht vorgesehen“*¹⁰.

Mit Blindheit geschlagen?

Sind denn alle diese Kritiker mit Blindheit geschlagen (vgl. Mt 15,14; Lk 6,39)? Haben sie den Ernst der Situation noch immer nicht verstanden? Sehen sie nicht, dass immer mehr Menschen die Kirche verlassen? Dass die Sonntagsgottesdienste, sofern sie wegen des Priestermangels überhaupt noch stattfinden können, immer spärlicher besucht werden? Und das auch nur von Frauen und Männern über 60 - Kinder und Jugendliche: Fehlanzeige? Dass selbst die bisher halbwegs kirchentreuen Frauen immer häufiger der Kirche im wahrsten Sinn des Wortes den Rücken kehren und für Gleichberechtigung kämpfen – etwa in der Bewegung „Maria 2.0“?

Bereits 2012 diagnostizierte Kardinal Lehmann eine tiefe „Gotteskrise“, die den „Zugang zu Gott verschüttet“¹¹. Nur 55 Prozent der Deutschen glauben heute noch an „einen Gott“. 2005, als die Frage schon einmal gestellt wurde, lag der Anteil noch bei 66 Prozent. Während 2005 noch 85 Pro-

zent der Katholiken an Gott glaubten, sind es jetzt 75 Prozent¹². Unter Jugendlichen sieht es noch desolater aus. Bei ihnen, das zeigt die jüngste Shell-Studie, hat die Bedeutung des Glaubens an Gott von 2002 bis 2019 von 51 auf 39 Prozent abgenommen. Auch in der konkreten Religionsausübung sank die Zahl der katholischen Jugendlichen, die mindestens einmal pro Woche beten, zwischen 2006 und 2019 von 28 auf 18 Prozent. Vor allem unter Jugendlichen zeigt sich ein deutlicher Vertrauensverlust in die Institution Kirche: Während im Jahr 2002 noch 38 Prozent aller jungen Katholiken Vertrauen in die Kirche äußerten, waren es bei der aktuellen Befragung nur noch 25 Prozent.

Ähnliches gilt auch für die Christologie. Schon die Shell-Jugendstudie von 1985 hatte festgestellt, dass die Überzeugung, Jesus sei Gottes Sohn oder er habe gar uns von unseren Sünden erlöst, so gut wie verschwunden ist.¹³ Jugendliche sehen Jesus von Nazaret als einen Menschen, der Erstaunliches geleistet hat - der eine eindrucksvolle Ausstrahlung besaß, der als großer Wohltäter den Ärmsten und Hoffnungslosen half oder der als Sozialrevolutionär auftrat. Bei einer Umfrage des Männermagazins Playboy gaben unter mehr als 1.000 Deutschen rund 14 Prozent der Männer und 11 Prozent der Frauen Jesus von Nazaret als Vorbild an – hinter dem letzten US-Präsidenten Barack Obama (21,4 bzw. 21,9%). Danach folgen Bill Gates, Günther Jauch und Manuel Neuer.¹⁴

Gestaltwandel im Synodalen Prozess

Selbst wenn eine befriedigende Lösung der beim „synodalen Weg“ zur Sprache kommenden, zum Teil recht vielschichtigen, aber im Grund doch relativ peripheren Probleme gelingen sollte (was keineswegs sicher ist), stellt sich die Frage, ob das schon ausreicht, um die gegenwärtige tiefe Krise der Kirche zu überwinden. Johannes zu Eitz vertritt jedenfalls die Ansicht: „Für

⁹ https://www.domradio.de/themen/reformen/2020-02-01/alle-meine-befuerchtungen-ingetreten-kardinal-woelki-uebt-kritik-der-ersten-synodalversammlung?_gb_c=3D1D19A4BF7646A99FCE758-470D255A5&gb_clk=9-20200201183819-11047569-0-15853.

¹⁰ <https://www.tagesschau.de/inland/katholische-kirche-synodalversammlung-101.html>

¹¹ Kardinal Karl Lehmann, Das Leben der Kirche im Wagnis der Moderne. Vortrag am 15. 3.2012; <https://dcms.bistummainz.de/bm/dcms/sites/themen/vaticanum/Referate/index.html>.

¹² <https://www.katholisch.de/artikel/23265-christliche-jugendliche-in-deutschland-glauben-immer-weniger-an-gott>

¹³ <https://www.jesus.de/17-shell-jugendstudie-glaube-an-gott-fr-die-mehrheit-unwichtig/>

¹⁴ <https://www.pro-medienmagazin.de/gesellschaft/gesellschaft/2018/11/07/playboy-umfrage-zu-vorbildern-jesus-auf-platz-zwei/>

die Kirche, wie wir sie kennen und wie ich sie liebe, ist das die letzte große Chance, durch selbstgesteuerte Reformen dorthin zu kommen, wo sie sein will. Das wäre eine moderne Volkskirche, die als Teil einer freiheitlichen Gesellschaft zuversichtlich mit der Zeit geht, damit sie ihre zeitlose Botschaft unter die Leute bringen kann. Die Möglichkeiten, die für diesen Gestaltwandel im Synodalen Prozess liegen, müssen beherzt ergriffen und umgesetzt werden¹⁵.

Das bemerkt auch eine Notiz von *Christian Geyer* in der FAZ (28.1.2020, 11): „Theologische Inhalte, sieht man recht, interessieren den synodalen Weg nur insoweit, als sie Strukturen in der Kirche betreffen und für deren Beibehaltung oder Änderung wichtig sind. Das ist erstaunlich für ein zur kirchlichen Überlebensfrage stilisiertes Projekt. Wer erklärt das fremd gewordene Credo, das apostolische Glaubensbekenntnis, welches ja - glaubt man wiederum Umfragen - in wesentlichen Teilen (Auferstehung der Toten, Christus als wahrer Gott und soweit) auch von den meisten Katholiken nur noch als Metapher gelesen wird? Ein Schwatz zum Credo: Fehlanzeige bei den synodalen Weggefährten. Sie fürchten, die Öffentlichkeit könnte sich aus dem Staub machen, wenn Gläubige gewonnen werden sollen.“

Es darf keinen dogmatischen „Fixismus“ geben. „Gerade in der gegenwärtigen Umbruchsituation wird es dringend notwendig sein, grundsätzlich alle unsere theologischen Begriffe zu ‚hinterfragen‘ auf ihre Verwurzelung und ihre Bedeutung für den konkreten Vollzug des Glaubens. Selbst die zentralsten Begriffe der Theologie, Gnade, Heil, Sünde, Gott, sind heute weitgehend zu Vokabeln geworden, unter denen man sich nichts mehr ‚vorstellen‘ kann, die der Erfahrungsbasis entbehren; sie gleichen oft einer Währung, die nicht mehr gedeckt ist durch die lebendige Erfahrung des Glaubens und des christlichen Lebens inmitten der Geschichte“ (*Walter Kasper*¹⁶). Das Evangelium wird nur dann richtig verkündet, „wenn es angesichts der heutigen Welt Glaube, Hoffnung und Liebe weckt, wenn seine Botschaft im Heute vollziehbar und

verständlich ist. Nicht dort ist der Glaube am reinsten gegeben, wo man in einer sogenannten ungebrochenen Gläubigkeit, in Wirklichkeit aber in einer bloßen Getto mentalität die heutigen Probleme noch gar nicht zur Kenntnis genommen hat und einfach hinter verschlossenen Türen ‚weiterglaubt‘, sondern dort, wo es aus dem Glauben heraus zu einer wirklichen Auseinandersetzung mit der Zeit kommt, wo das Evangelium entweder bewusste Ablehnung und Auseinandersetzung hervorruft oder echten neuen Glauben weckt“¹⁷.

Gerade ein „synodaler Weg“, auf dem sich Bischöfe, Priester und „Laien“ zu einer „Weggemeinschaft“ zusammengeschlossen haben und der nicht die Verbindlichkeit einer Synode hat, könnte in ganz wesentlichem Maß auch dazu beitragen, nicht allein das Notwendige zu beschließen, sondern auch Ungewohntes zu denken, Problembewusstsein zu schaffen und zu schärfen und „neue Wege“ der Verkündigung der Frohen Botschaft im Heute zu suchen und aufzuzeigen. Warum sollten die Bischöfe, Priester und „Laien“ sich nicht als „Kundschafter“ und „Vorreiter“ dieses Weges verstehen, der letztlich auch für die Gesamtkirche fruchtbar und zukunftsweisend werden kann?

Vielleicht sieht Papst *Franziskus* weiter und tiefer, wenn er vom „synodalen Weg“ mehr erwartet – nämlich „Evangelisierung“. Das heißt im Klartext doch wohl nichts anderes als ein Übersetzen der Botschaft *Jesu* in die Sprach- und Denkweise der Welt von heute, damit die Menschen sie wieder verstehen und – vielleicht – aufnehmen können. Es geht ums Grundsätzliche, um das Fundament des Glaubens. Möchte *Franziskus* vielleicht – sozusagen durch die Hintertür und „fernab in der Provinz“ – eine umfassende theologische Neubesinnung und Reform anstoßen – in der Hoffnung, dass der „deutsche Schneeball“ eine weltweite Lawine auslöst, die das marode kirchliche Lehrgebäude mit sich reißt und Platz macht für einen auf dem Fundament des Evangeliums zu errichtenden modernen Neubau?

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Walter Kasper, *Die Methoden der Dogmatik*, München 1967, 67 f.

¹⁷ Walter Kasper, *Geschichtlichkeit der Dogmen?*, in: *Gesammelte Schriften 7*, Freiburg 2015, 623-644, 643

Die katholische Kirche ist die größte Religionsgemeinschaft. Sie hat eine lange und plurale Geschichte, vereint in sich viele Kulturen, Ethnien und natürlich Individuen. Dies ist nur möglich auf Grund einer weitgespannten Pluralität, dem Neben- und Miteinander vieler unterschiedlicher Theologien, Lebensentwürfe und Formen von Gemeinden und Praxis. Aber sie hat auch beträchtliche Mankos. Eines der wichtigsten wird in dem folgenden Beitrag aufgegriffen und kirchenrechtlich so drastisch konsequent wie ernüchternd dargestellt: die bisher nicht revidierten amtstheologischen und kirchenrechtlichen Strukturen. Sie sind, wie dargelegt wird, weiterhin gültig und der Theorie nach verbindlich – und sie sind unerträglich (Anm. der Redaktion).

Norbert Lüdecke

Philipp Amthor ist jetzt Katholik: Willkommen!

Der junge CDU-Politiker Philipp Amthor (27) hat sich kurz vor Weihnachten katholisch taufen lassen und, wie üblich bei einer Erwachsenentaufe, auch die Firmung und die Erstkommunion empfangen. Das ist hocheifrig für eine Kirche, die in Deutschland immer mehr Mitglieder verliert und der immer weniger Menschen vertrauen, aktuell nur noch 14% der Bevölkerung. Weniger Vertrauen finden nur der Islam, Manager und Werbeagenturen (FORSA-Institutionenranking). Und so kann die mediale Aufmerksamkeit für Amthors Aufnahme in die Kirche für uns Mitkatholik*innen Anlass sein, uns die Bedeutung dieses das ganze Leben verändernden Schritts noch einmal bewusst zu machen.

- Amthor ist nicht einfach einem Verein beigetreten. Er wurde in der Taufe neu geboren, und zwar als ganz anderer Mensch: Er wurde nämlich mit einem geistlichen Siegel als Christus gleichgestaltet markiert (und in der Firmung nochmals), das niemals mehr gelöscht werden kann (KKK 1272-74). Diese ontologische Umgestaltung ist nicht einfach spirituelle Wellness, sondern hat handfeste Konsequenzen.

- Wer sich katholisch taufen lässt, vollzieht damit zunächst einen enormen Akt der Gefahrenabwehr. Auch für Katholiken ist es nicht schön, das diesseitige irdische Leben zu verlieren. Viel schlimmer ist für sie allerdings, das jenseitige ewige Leben zu verwirken. Das droht aber Menschen, denen das Evangelium verkündet wurde, die aber trotzdem die Wahrheit in der katholischen Kirche nicht erkennen und nicht um die für sie heilsnotwendige Taufe bitten (KKK 1257). Amthor hat seine Chance genutzt und, nachdem er die katholische Kirche als Ziel seiner Sinn- und Orientierungssuche erkannt hat, folgerichtig um die Taufe in ihr gebeten.
- Amthor sieht seine Bekehrung als rationale Entscheidung. Obwohl sicher individuell brauche Glaube auch einen Überbau, z. B. den Katechismus. Und überhaupt habe ihn „die Regelmäßigkeit der katholischen Kirche“ überzeugt. In der Tat hat er hier mit Gottes Gnade sicheres Gespür gezeigt und wird in der katholischen Kirche gut aufgehoben sein. Denn die katholische Kirche gilt religionssoziologisch als die durchorganisierteste Religionsgemeinschaft weltweit und ist nach ihrem amtlichen Selbstverständnis ausdrücklich als Heilsgemeinschaft zugleich auch eine Rechtsgemeinschaft. Wer durch die Taufe hoheitlich in sie eingegliedert wird, ist lebenslang ihrer Rechtsordnung unterworfen, vor allem in Gestalt des weltweit geltenden päpstlichen Gesetzbuches, des Codex Iuris Canonici. Katholisch verwirklicht sich Heilsteilhabe durch Rechtsgefolgschaft. Dabei bleibt es auch, falls ein Katholik – was weder zu hoffen, noch zu erwarten ist – doch einmal bewusst nicht mehr zur Kirche gehören wollte. Die katholische Kirche ist keine „Kirche der freien Gefolgschaft“. Ganz gleich wohin sich jemand von ihr abwendete, er bliebe, wenn auch schlimmstenfalls exkommuniziert, d. h. total entrechtet, Katholik.
- Geboren wurde Amthor als Mensch, aus dessen Personwürde Freiheit und Gleichheit in unveräußerlichen (Grund-) Rechten folgen, wiedergeboren wurde er als Laie, der seine bürgerlichen Freiheiten nur nach Maßgabe des kirchlichen Lehramtes auszuüben hat (c. 227 CIC). Denn wie jeder Katholik wurde auch

Amthor mit seiner Taufe dem Papst als seinem rechtlichen Universaloberen und dem jeweiligen Wohnsitzbischof als seinem Lokalhirten unterstellt. Ihnen schulden Katholiken Ehrfurcht, d. h. eine achtungsvolle Scheu im Umgang, und Gehorsam, wenn sie als Kirchenleiter etwas anordnen oder in Stellvertretung Christi den Glauben erklären (c. 212 § 1 CIC). Nach dem amtlich vorherrschenden Verständnis des Laien als Weltlaie (cc. 225 §2, 227 CIC) wird innerhalb der einen göttlichen Sendung der Kirche für die Welt unterschieden zwischen einer geistlichen oder religiösen Ordnung (Vermittlung von Wort und Gnadenmitteln) und einer Ordnung der Weltheiligung (Laieninstruktion, Vorwort), die beide unter klerikaler Oberhoheit stehen.

- Wie die meisten Menschen, die erst im Erwachsenenalter die Taufe empfangen, ist Amthor aus Überzeugung Katholik geworden und will vermutlich auch ein guter sein. Dies ist auch seine gesetzliche Pflicht: Alle Gläubigen müssen in Wort und Tat immer die Gemeinschaft mit der Kirche wahren (c. 209 CIC) und die göttliche Heilsbotschaft, so wie sie vom kirchlichen Lehramt gelehrt wird, überall verbreiten, damit möglichst alle Menschen römisch-katholisch werden (cc. 211, 215f. CIC). Das gilt nicht nur für die unveränderlichen Kernbotschaften, sondern auch für die nichtunfehlbaren, gleichwohl verbindlichen Lehren, denen unter Strafdrohung zu gehorchen ist. Was es bedeutet, ein im amtlichen Sinn guter Katholik zu sein, kann man sich anhand der folgenden exemplarischen Positivfolie bewusst machen und sie zugleich als eine Art Selbsttest nutzen.

Positionsgenügsamkeit

- Der gute Katholik zeichnet sich zunächst dadurch aus, dass er mit der hierarchischen Struktur der Kirche nicht hadert. Er begnügt sich mit dem Platz, der ihm von Gott zugewiesen wurde. Er wird sich in das präfigurierte Geflecht einfügen und die vorgegebene Rollenzuweisung annehmen und ausfüllen und dies als Entlastung vom autonomen Selbstentwurf schätzen.
- Er macht auch nicht individuelle Freiheitspositionen gegen die Hierarchie gel-

tend, weil er das als ekklesio-unlogisch erkennt. Zu der von Gott geschenkten freimachenden Wahrheit gehört ja die Hierarchie mit ihrer Führungsfunktion. Deshalb bereitet dem guten Katholiken der Lehr- und Leitungsgehorsam gegenüber seinen Hirten keine Probleme. Denn er kann die Annahmen nachvollziehen: Wer sich von den Hirten distanziert, setzt seine Verbindung mit Christus auf's Spiel (Nr. 38 Theologeninstruktion). Und: Wer gehorcht, glaubt leichter. Die hierarchischen Glaubenswächter sind als solche Freiheitshüter. In der Verteidigung ihrer hierarchischen Position gegen jede Relativierung schützen sie die katholische (eben nicht formale, sondern materiale, wahrheitsgefüllte) wahre Freiheit. Der Katholik hat in seiner Kirche nicht Grund-, sondern Gliedschaftsrechte. Sie gelten, soweit die Pflichten gegenüber der *communio hierarchica* erfüllt werden. Auszuüben sind sie nach den Regeln der Hirten.

- Der gute Katholik wird sein Gewissen nicht gegen das Lehramt setzen und sich so auf eine Stufe mit ihm stellen, sondern es am Lehramt bilden. Er weiß: Das Gewissen ist keine auto-nome, sondern eine ekklesio-nome Instanz. Richtig ist das Gewissen nur, wenn es durch den vom Lehramt vorgestellten Glauben und das verbindlich ausgelegten Moralgesetz erhellt ist (Nr. 38 Theologeninstruktion, KKK 1783-85).
- Die derzeit in Erwartung des „Synodalen Weges“ von bischöflicher Seite für notwendig gehaltenen Mahnungen, innerkirchliche Willensbildung nicht mit einem Parlament zu verwechseln, werden ihn nicht treffen. Auch ein entscheidungsgewohnter katholischer Parlamentarier wird sich innerkirchlich mit Beratung bescheiden.

Zeugnis in Wort und Tat

- Der gute Katholik wird die verbindlichen Lehren und moralischen Weisungen der kirchlichen Autorität gehorsam akzeptieren, verinnerlichen und privat wie öffentlich für ihre praktische Umsetzung eintreten (cc. 212; 747-755).
- Er wird sich als Glied der einzigen Kirche Jesu Christi selbstbewusst und ehrlich ökumenisch engagieren und nicht in

schon konziliar bedauertem falschen Irenismus etwa im Reformationsjubiläum 2017 einen Anlass zum Feiern gesehen haben. Denn, wie Kardinal Koch als vatikanischer „Ökumeneminister“ 2012 erklärte: „Eine Sünde kann man nicht feiern“.

- Mit seiner Positionierung gegen Gender-Mainstreaming lässt Amthor erwarten, dass er wie jeder guter Katholik nicht den Geschlechterkampf fördern und Gender-Ideologien anhängen wird. Denn sie vernachlässigen mit der verbindlichen amtlichen Geschlechteranthropologie die tiefe Bedeutung der leiblichen Unterschiede zwischen Mann und Frau und gefährden dadurch den Glauben. Nein, er wird die verbindliche Auffassung vom gottgewollten Wesen der Geschlechter und den daraus folgenden Rollen internalisieren und praktizieren, d. h.:
 - dass Gott Mann und Frau gleichwürdig, aber physisch, psychologisch und ontologisch verschieden und zur gegenseitigen Ergänzung erschaffen hat;
 - dass sich der besondere Genius der Frau in ihrer besonderen Begabung zur Mutterschaft zeigt, denn: Das Beste im Dasein einer Frau ist ja ihr Einsatz für andere;
 - dass sich diese wesentliche Geschlechtertypologie theologisch bestätigt im bräutlichen Zueinander von Gott und Israel, Christus und Kirche;
 - dass Gott sich nicht zufällig in einem Mann inkarniert hat, sondern dass auch darin deutlich wird, warum der Priester als Repräsentant des Bräutigams der Kirche Mann sein muss;
 - dass auch in der Gesellschaft aus der Gleichwürdigkeit der Frau nicht ihre allseitige Gleichberechtigung folgt;
 - dass in der Ehe nicht mehr einseitig die Frau dem Mann untergeordnet ist, sondern der Männerprimat in der zeitgemäßer Form der gegenseitigen Unterordnung gilt. Danach genießt jeder Partner den Vorrang gemäß der eigenen Geschlechterrolle. Der Frau kommt nach kirchlicher Lehre primär und dauerhaft die Position in der Familie zu, der Mann repräsentiert die Vaterschaft Gottes auf Erden und trägt daher die besondere Verantwortung für die gleichmäßige Entwicklung der

Familienmitglieder. Der bekannte amerikanische Moraltheologe Germain Grisez hat das – durchaus auf dem Boden der kirchlichen Lehre – u. a. so konkretisiert: Können Eheleute sich nicht einigen, ist es angemessen, dass die Frau mit den Kindern dem Mann gehorcht. In dringenden Fällen soll regelmäßig der Mann entscheiden.

- Ein guter Katholik wird die vorgeschriebene Sexualmoral bejahen und leben. Masturbation, den Gebrauch aller anderen Methoden der Familienplanung als die periodische Enthaltensamkeit sowie jede sexuelle Aktivität außerhalb der Ehe wird er als potentielle Todsünden meiden. Er wird ausnahmslos jede, wie auch immer motivierte Abtreibung als sittlich verwerflich verurteilen.
- Ein guter Katholik wird seine Rechtspflicht erfüllen, ein heiliges Leben zu führen (c. 210 CIC), einschließlich der gesetzlichen Pflicht, an der Sonntagsmesse teilzunehmen (c. 1247 CIC). Sie ohne Entschuldigung oder Dispens vom Pfarrer zu versäumen, also die Todsünde des Messe-Schwänzens (KKK 2042, 2181) zu begehen, kommt für ihn nicht in Frage. Vielmehr wird er jeden Sonntag – auch darum gibt es diese Pflicht – Gott verehren und sich zugleich seiner Identität als Katholik vergewissern. Denn in der Eucharistie wird nach amtlicher Auffassung in besonders feierlicher Weise die Kirche dargestellt, d. h. als hierarchisch gegliedertes Volk Gottes. Und indem er das Sonntag für Sonntag tut, kann ihm eine immer bessere Integration seiner zweischichtigen Persönlichkeit gelingen. Denn dem Glied der klerikalen stände- und geschlechterhierarchischen Wahlmonarchie, dem Katholiken, gebührt der Vorrang vor dem demokratischen Bürger.
- Der gute Katholik wird dementsprechend auch seiner besonderen Laienpflicht nachkommen, durch ein vorbildliches Leben und politisches Engagement die Gesellschaft moralisch zu erneuern (c. 225 § 2), und von seinen bürgerlichen Freiheiten nur nach Maßgabe der vom Lehramt vorgelegten Lehre Gebrauch machen (c. 227). In dieser Weltgestaltungspflicht ist gerade der katholische Politiker gefragt. Amthor hat erklärtermaßen immer schon das christliche Menschen-

bild als sein politisches Fundament gesehen, jetzt ist es seine katholische Identität, die ihm wichtige Koordinaten bietet. Konkret bedeutet dies, wie von der Glaubenskongregation eigens ins Stammbuch katholischer Politiker geschrieben:

- Er wird die vom Konzil betonte „richtige“ Autonomie der irdischen Wirklichkeiten nicht als Freistellung von der kirchlichen Moral- und Soziallehre missverstehen.
- Er wird sich seiner Ekklesionomie auch als katholischer Politiker bewusst bleiben und die katholische Freiheit nicht mit Autonomie verwechseln. Denn die innerkirchlich gewährte Freiheit dient nicht der Selbstbehauptung des Einzelnen gegenüber der kirchlichen Gemeinschaft, sondern ist eine „geistliche Freiheit“ (*libertas sacra*), eine Freiheit *in* der Kirche, nicht *von* ihr. Das ist die „wahre“ (GS 17) oder „gerechte“ Freiheit (*iusta libertas*) (LG 37,3; PO 9,2) in und durch Bindung an die kirchliche Lehre.
- Der katholische Abgeordnete wird sich soweit wie möglich für ein Eherecht einsetzen, dass die als göttlich verfügt geltende Unauflöslichkeit der Ehe wahrt und eine Scheidung nicht zulässt.
- Der katholische Abgeordnete wird Gesetzen zur Erleichterung von Abtreibung oder zur Öffnung der Ehe für Homosexuelle allenfalls als Schadensbegrenzung stimmen und in diesem Fall seinen persönlichen absoluten Widerstand gegen die Abtreibung bzw. die Ehe für Homosexuelle unmissverständlich öffentlich klarstellen. Zu beiden Feldern hat Amthor sich schon bisher im katholischen Sinn vorbildlich verhalten, was auf dem Berliner Politparkett heute sicher nicht mehr einfach ist.

Gesinnungsweitergabe

- Als Verheirateter wird der gute Katholik durch die für die Ehe zentrale Bereitschaft zur Fruchtbarkeit auf besondere Weise seiner kirchenrechtlichen Pflicht nachkommen, am Aufbau des Gottesvolkes mitzuwirken (c. 226 § 1 CIC). Er wird seine Kinder pflichtgemäß nach der

Lehre der Kirche erziehen (c. 226 § 2 CIC). Zur ekklesiologischen Bedeutung der Laien gehört nicht nur die materielle Aushaltung des Klerus, sondern auch die physische und erzieherische Bereitstellung von *manpower*. Eltern, insbesondere Mütter, sollen ein Glaubensbiotop schaffen, in dem geistliche Berufungen wachsen können, damit sich der klerikale Führungsstand durch Kooptierung ergänzen und erhalten kann.

- Seine Kinder wird der gute Katholik in ihre in der katholischen Anthropologie vorgegebene Geschlechterrolle hineinführen und die Töchter dazu erziehen, ihre rechtliche Minderstellung in der Kirche nicht als Diskriminierung zu verstehen, sondern als Umhegung ihrer fraulichen Würde und Eigenart. Weniger können und dürfen, heißt ja katholisch nicht, weniger wert zu sein. Er wird auch die Frömmigkeit der Töchter fördern, sie aber davor bewahren, dass ihre Freude am Messedienen zur möglicherweise heilsgefährdenden Illusion mutiert, zum Priestertum berufen zu sein. Ihm wird präsent bleiben, wie höchst bedeutsam Geschlechterarrangement und ehebasierete Familie sozial und ekklesial sind.
- Er wird auf Paten für seine Kinder achten, die ihnen an Kirchensinn und kirchenkonformer Lebensführung nicht nachstehen (c. 874 CIC). Seine Kinder wird er nur Schulen anvertrauen, in denen für die katholische Erziehung gesorgt wird (c. 793 CIC). Er wird sich für katholische Schulen einsetzen und sie unterstützen. Als Politiker oder in der katholischen Elternschaft Deutschlands wird er sich dafür engagieren, dass die schulische Bildung auch die sittlich-religiöse Erziehung nach der Gewissensüberzeugung der Eltern umfasst und dies in Gesetzgebung und Verordnungswesen zur Geltung kommt (cc. 796-799). Er wird auf einen qualitätsvollen, d. h. lehrtreuen katholischen Religionsunterricht achten.
- Und seinen Kindern wird er die Bedeutung der rechten, d. h. auch religions- und konfessionsgleichen Partnerwahl vermitteln, weil die Einheit und Übereinstimmung im Glauben wichtig für die Harmonie in einer christlich zu lebenden Ehe und Familie ist.

Kultur der Achtsamkeit

- Der gute Katholik wird internalisiert haben, dass von der Annahme und der Bewahrung der göttlichen Glaubens- und Sittenwahrheiten sein ewiges Heil abhängt (cc. 204 § 1, 849). Die Notwendigkeit der Kontrolle von Meinungsäußerung und Lebensführung von Multiplikatoren ist ihm evident. Denn weichen Katholiken von der lehramtlich verbürgten Wahrheit ab, kann das – vor allem einfache – Gläubige in ihrer Glaubensgewissheit beeinträchtigen (c. 748§1), sie in ihrer Überzeugung verwirren oder schwächen und so bei der Erfüllung ihrer heilsrelevanten Pflicht behindern, die erkannte Wahrheit zu bewahren (c. 748 § 2). Das beschädigte nicht nur das irdische Leben, sondern gefährdete – bei weitem schlimmer – das ewige Leben. Der Teufel freut sich über jeden Schwankenden. Es geht ja nicht um irgendein partikuläres Gut, sondern in kirchlicher Sicht um die Fülle wahren Menschseins, um Heil oder Hölle. Der göttlich-rechtlichen Pflicht der Hierarchie zum Schutz der Glaubenslehre entspricht das Recht der Gläubigen auf deren Unversehrtheit und rechte Vermittlung (cc. 213, 217). M. a. W.: Wo Wahrheitsverlust Freiheitseinbuße bedeutet, ist Zensur ein Freiheitsrecht.
- Der gute Katholik muss daher nicht nur Verständnis aufbringen für die kirchliche Gesinnungs- und Lebenskontrolle: *vorbeugend* etwa durch die *Missio canonica* für Religionslehrer, das *Nihil obstat*, Spezialglaubensbekenntnisse und Treueid für Theologie-Professoren, und *eingreifend* durch Lehrbeanstandung und Kommunikationsverbote sowie durch das kirchliche Arbeitsrecht. Er wird sich immer auch seines vom Apostolischen Stuhl eigens in Erinnerung gerufenen Rechts und der Pflicht (c. 212 § 3) bewusst sein, die kirchliche Autorität, auch direkt den Apostolischen Stuhl, im Interesse des kirchlichen Gemeinwohls über Misstände zu informieren, darunter Verstöße gegen die kirchliche, auch liturgische Ordnung, und die Lehre der Kirche. Das ist der kirchenrechtliche Sinn von *denuntiatio*. Damit dürfen Katholiken nicht fremdeln. Die Mitteilung von Misständen ist katholisch nichts Ehren-

rühriges. Sie ist vielmehr Ausdruck einer besonderen Kultur der Achtsamkeit.

Willkommen!

Welch hohen Respekt Philipp Amthors Lebensentscheidung verdient, die zugleich ein Lebensprojekt ist, dürfte evident sein. Sie führt zugleich die Anspruchs- und Ordnungsgestalt der Kirche vor Augen, wie sie amtlich als, wenngleich unvollkommene, Vorwegnahme des Reiches Gottes auf Erden gewünscht ist. Und sie kann alle Katholik*innen anspornen, ihren jeweiligen Beitrag zur katholischen Weite zu leisten, auf dass die ganze Welt sich katholisch zu sich selbst befreit. Und als Katholiken wissen wir ja: Alles wird gut! In diesem Sinne: Willkommen Philipp Amthor!

Ida Raming

Ein entschiedener Gegner von Diakonat und Priesteramt für Frauen:

Karl-Heinz Menke - Kritische Analyse seiner Argumente

K.H. Menke gehörte zu der von Papst Franziskus eingesetzten Diakonatskommission, die nach heutigem Erkenntnisstand aus der Sicht des Papstes zu keinem überzeugenden Ergebnis kam. Der Hauptgrund dafür (soweit bekannt): Die Kommission war mit 12 (6 männlichen, 6 weiblichen) Mitgliedern besetzt, die zu einem gegenteiligen Urteil bezüglich des historischen Diakoninnenamtes kamen, Phillis Zagano (USA) auf der einen Seite – eine entschiedene Verfechterin eines sakramentalen Diakonats für Frauen, – K.H. Menke u.a. auf der anderen Seite: ein entschiedener Gegner einer Zulassung von Frauen zum Diakonat - wie auch und vor allem: eines Zugangs von Frauen zum Priesteramt.

Menkes Position:

Nach dem CIC /1983 und dem Katechismus der katholischen Kirche gibt es nur ein Sakrament des Ordo – in drei verschiedenen Gestalten (Bischofs-, Priesteramt und Diakonat). Eine Herauslösung des Diakonats aus dem dreigliedrigen Weihesakrament sei nicht möglich, um es für Frauen zu öffnen. Seine These: Frauen haben Zugang zu allen Stufen des Ordo oder zu keiner !

Nun haben aber drei Päpste (als „Inhaber“ des kirchlichen Lehramtes) den Ausschluss der Frauen vom Sakrament des Ordo bekräftigt. Menke verteidigt diese Lehre vehement.

Diese Lehre stellt nach Menke keinen Affront gegen die Gleichberechtigung der Frauen dar, sondern sei ein Bekenntnis des kirchlichen Lehramtes zu einer sakramentalen Ekklesiologie und Anthropologie.

Was meint Menke damit? Und was sagen die Frauen zu seiner Behauptung („kein Affront...“), da sie als Betroffene doch allein sagen können, ob ihr Ausschluss von der Ordination von ihnen als Affront, Beleidigung und Diskriminierung empfunden wird? Nicht Männer können das für sie aussagen!

Wie begründet Menke seine Thesen:

Grundlegend für seine Auffassung ist die „Differenz zwischen den Geschlechtern“, der er eine theologische Bedeutung zuschreibt, in der er ein „sakramentales Symbol“ erkennt.

Das „Voraus“ Christi vor seiner Kirche kann nach Menke nur durch einen Mann dargestellt werden - der Mann stelle das schöpferische Wort des Logos sakramental dar -, als Apostel stehe er vor der Kirche und ihr gegenüber als Repräsentant Christi, während die Frau das „Christus-Empfangen der Kirche“ darstelle, was nur durch eine Frau symbolisiert werden könne. Menke begründet diese Sicht durch seinen Blick auf das AT: Gott wird als Mann vorgestellt, wo vom Ursprung des Lebens die Rede ist (Adam sei Namensgeber für Eva, vgl. Gen 2, 23), - der Mann repräsentiert nach Menke das Voraus des Schöpfers vor der Schöpfung, während die Frau den Antwortcharakter der Geschöpfe darstellt.

Dahinter steht wahrscheinlich die Auffassung, wonach der Mann mit seinem „Samen“ Ursprung des Lebens ist – eine Sicht, die die ganze hebräische Bibel durchzieht (vgl. u.a. Gen 13, 16), die Frau wird gesehen als die den „männlichen Samen“ Empfangende, woraus sich dann in ihr das neue Leben entwickelt.

Es ist nicht zu übersehen, dass hinter dieser Sicht der Geschlechterbeziehung die längst überholte Vorstellung vom Zeugungsprozess (aristotelisch-thomistisch) steht.

Vom neuen Testament, von der Botschaft Jesu her ist aber jeder Mensch, ob Mann oder Frau, zunächst einmal Empfangender der Botschaft Gottes, wenn sie/er sich für Gottes Wort öffnet, das lässt sich nicht auf das weibliche Geschlecht beschränken.

Menke berücksichtigt auch nicht die grundlegende Aussage des Gal Briefes (3, 26ff), wo es ausdrücklich heißt: *„Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen, da gilt nicht mehr männlich und weiblich“*.

Alle Getauften, die an Christus glauben, können als Christus-Ähnliche Christus repräsentieren. Die mystische Verbindung der Getauften mit Christus in der heiligen Geistkraft befähigt sie zur Christus-Repräsentanz – auch im Priesteramt.

Bei Menke wird das irdische männliche Geschlecht Jesu verabsolutiert, – dagegen ist aber der „pneumatische“ Christus ausschlaggebend - der Auferstandene, bei dem das biologische männliche Geschlecht keine Rolle mehr spielt.

Der Wissenschaftler räumte in seinem Interview mit der „Tagespost“ (13. Juni 2019) – zusammengefasst unter „katholisch.de“ - zugleich ein, dass die als unwiderruflich bezeichnete Regel (Ausschluss der Frauen vom sakramentalen Ordo) vertieft begründet werden müsse. Der bloße Hinweis auf die ununterbrochene Tradition der Kirche genüge nicht. Es müsse dargelegt werden, dass der dem Zeitgeist diametral widersprechende Ausschluss vom Weihesakrament zur Substanz der von Christus gestifteten Kirche gehöre.

Zusammenfassung:

Die Thesen Menkes sind nicht tragfähig, da sie von einer Differenz zwischen den Geschlechtern ausgehen, der eine überholte

Vorstellung vom Zeugungsprozess zugrunde liegt.

Ferner wird die durch die Taufe geschenkte Christusförmigkeit (Gal 3,26ff), die Frauen ebenso wie Männern durch die Taufe geschenkt wird, von Menke ausgeblendet. Diese getauften Frauen und Männer gehören bleibend zum „Leib Christi“; die „Amtsinhaber“ können sich nicht aus diesem „Leib“ ausgliedern und sich aufgrund ihres Mannseins auf die Seite Christi - der Kirche gegenüber stellen. Kirche ist nicht nur „Braut Christi“ (zu ihr gehören übrigens auch Männer); Kirche ist „Volk Gottes“ - Christus allein ist „Haupt“ der Kirche, aber nicht aufgrund seines geschöpflichen Mannseins, sondern durch seine Beziehung zu Gott.

Die Thesen Menkes stabilisieren das Patriarchat in der Kirche, - sie führen nicht zu einer grundlegenden Erneuerung der Kirche im Geist Jesu Christi. Die lange Geschichte der Frauendiskriminierung in der Kirche, die bis heute von der Amtskirche nicht revidiert ist, spielt bei Menke kaum eine Rolle, sie wird eher verdrängt.

Literatur:

- Interview mit der „Tagespost“ vom 13. Juli 2019: „Die Einheit der Kirche steht auf dem Spiel“

- Menke, K.H.: Sakramentalität - Wesen und Wunde des Katholizismus, (Regensburg 2012)

In dem Beitrag von Gregor Tischler, Der andere Missbrauch, in Heft 4, 2019, waren die Fußnoten auf Grund eines Übermittlungsfehlers in Unordnung geraten (Anmerkung der Redaktion).

Gregor Tischler

Katholik, Atheist, Agnostiker

Christ ist nicht gleich Christ - eine Binsenweisheit. Was haben Pilger auf dem Jakobsweg gemeinsam mit Bibelfundamentalisten wie John Chau, der in seinem Missi-

onseifer im November 2018 von Indigenen einer entlegenen Insel der Andamanen mit Pfeilen getötet wurde? Groß auch die Diskrepanz innerhalb der Konfessionen: Wie sehr unterscheiden sich etwa Mitglieder der Pius-Bruderschaft von Theologen wie Küng oder Rahner!

Bei Atheisten sieht das alles viel einfacher aus: Atheist ist jemand, der nicht an die Existenz Gottes glaubt, Punkt. Klingt überzeugend, stimmt aber nicht. Feuerbach, Marx, Nietzsche oder Freud, die sich bewusst als Atheisten verstanden und ihre Haltung jeweils mit einer Fülle von Argumenten untermauerten, haben wenig gemeinsam mit jenen an der Gottesfrage Desinteressierten, deren Einstellung man einfach so zusammenfassen könnte: "Gott? Die Frage stellt sich mir nicht."

Wenn man (wie ich) jahrzehntelang Theologie als Beruf betreibt, begegnet man im Lauf der Zeit zwangsläufig ganz unterschiedlichen "Atheismen". Da gibt es die eher oberflächlichen "Atheisten", die tiefergehendes Nachfragen schlicht verweigern; da sind andere, die ich "Indifferente" nennen möchte, da ihnen alle Welt- und Sinndeutungen mehr oder weniger "gleichgültig" erscheinen, es sei eben alles "Ansichtssache". Am interessantesten aber waren für mich immer überzeugte Atheisten, die einem Disput nicht aus dem Weg gehen, Argumente gegen die Existenz Gottes vorbringen, allerdings kaum eines dafür akzeptieren. Von diesen sind wiederum diejenigen zu unterscheiden, die zwar nicht an einen Gott wirklich zu glauben vermögen, aber dessen mögliche Existenz auch nicht grundsätzlich ablehnen. "Man weiß nichts Genaues": Diese Einstellung nennt man landläufig "Agnostizismus" (also das Gegenteil von "Gnosis" = Erkenntnis).

Nachdenklichkeit und Humanität

Um die Bezeichnung "Agnostiker" wirklich zu verdienen, muss man freilich ein paar Voraussetzungen erfüllen. Zum ersten bedarf es einer steten Bereitschaft zum Nachdenken - gemäß den drei Grundfragen menschlicher Existenz nach Kant: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Zum anderen ist die Fähigkeit vonnöten, Argumente abzuwägen, d.h. die Bereitschaft zu offenem Diskurs. Auch die sokratische Bescheidenheit, zu

wissen, "nichts zu wissen", gehört hierher - zumindest, was die Rätselhaftigkeit des Daseins betrifft. Und vor allem eines ist noch wichtig: unterscheiden zu können zwischen der Gottesfrage selbst und den Ansprüchen derer, die behaupten, dafür besondere Kompetenz zu besitzen. Simpler formuliert: zwischen der Frage nach Gott und der Kritik an kirchlichen Deutungen, Ansprüchen und Verfehlungen!

Auch Atheist ist, wie gesagt, nicht gleich Atheist. Beschäftigen wir uns mit den Nachdenklichen unter ihnen! Da gibt es den einen, der strikt naturwissenschaftlich argumentiert, für den mit "Urknall", "Evolution" und "Naturgesetzen" so gut wie alles gesagt ist. Er argumentiert grundsätzlich positivistisch und verlangt, dass alles, was Wahrheit beanspruchen darf, auch nachweisbar sein müsse. Und da Gott eben nicht nachweisbar ist, jedenfalls nicht im naturwissenschaftlichen Sinn, so hat sich für diesen Atheisten die Gottesfrage von selbst erledigt¹. Die meisten von uns dürften den einen oder anderen, für den diese Beschreibung zutrifft, kennen. Allerdings sind, so meine Erfahrung, die wenigsten unter diesen wirklich "kämpferisch". Sie argumentieren aus ihrer Weitsicht, sind aber selten intolerant gegenüber Gottgläubigen, für die sie freilich mitunter nur ein müdes Lächeln übrig haben...

"Kämpferische", ja, manchmal "militante" Atheisten, und das sind nicht ganz wenige, sind in der Regel anders gepolt. Die schlimmste Kategorie unter ihnen (für die jedoch die Bezeichnung "nachdenklich" verfehlt wäre) fand und findet man leider noch immer unter atheistischen Diktatoren². In sich heute noch kommunistisch nennenden Regimen wie Nordkorea oder auch China gelten Gottgläubige zumindest als verdächtig, wenn nicht als Staatsfeinde.

¹ Eine gute Lektüre bietet in diesem Zusammenhang das Buch von Tim Crane, Die Bedeutung des Glaubens. Religion aus der Sicht eines Atheisten, Berlin 2019. Crane bekennt sich als nichtgläubig, grenzt sich aber entschieden von kämpferischen Atheisten wie R. Dawkins ab.

² Ein für mich erschütterndes Erlebnis: Letzten Herbst machten meine Frau und ich von Korfu aus eine Tagesexpedition nach Albanien. Der freundliche, schon etwas ältere Reiseführer erzählte uns Touristen ausführlich über die grauenhafte Unterdrückung jeglicher religiösen Betätigung unter Enver Hodscha. Er hatte sie wohl selbst erlebt. Gottseidank, meinte er, sei diese Zeit vorbei!

Marx' Diktum vom "Opium des Volkes" hat, auch wenn er selbst nichts davon ahnte, eine millionenfache Blutspur hinterlassen! Sicherlich hat ein stalinistischer Atheismus heute nicht mehr den gleichen Einfluss wie noch zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Doch sollten gerade kämpferische Atheisten (wie z.B. Richard Dawkins) sich bewusst werden, welche Kriminalgeschichte (Karlheinz Deschner) eben nicht nur das Christentum aufzuweisen hat. - Aufrechnen freilich geht nicht! Eins plus eins sind zwei, nicht null.

Marxistisch argumentierende Atheisten sind heute selten geworden. Man merkt zwar manchmal, dass z.B. durchaus gebildete Mitbürger aus den neuen Bundesländern noch das "Opium"-Zitat bemühen, wenn man, etwa beim Besuch der vielen prächtigen Kirchen dort, mit ihnen ins Gespräch kommt. Jahrzehnte eines atheistisch geprägten Schul- und Gesellschafts-systems haben eben Spuren hinterlassen.

Anders orientiert, aber so gut wie in jedem Fall kämpferisch, sind, wie ich oft erfahren musste, Mitglieder von Vereinigungen, die sich bewusst atheistisch verstehen, z.B. "Humanistische Union" oder "Bund für Geistesfreiheit". Auch bei Kirchentagen kann man manchmal auf deren Stände stoßen, wo sie "gläubige" Besucher mit dem Atheismus konfrontieren und, ja, manchmal auch provozieren wollen. Bei Gesprächen mit derart Gesinnten machte ich mehrmals eine interessante Erfahrung: Etliche von ihnen (wie viele es wirklich sind, wird man wohl nicht feststellen können) gaben nach ein wenig Nachbohren an, sie hätten selbst in ihrer Kindheit oder auch noch Jugendzeit eine streng "christliche" Erziehung mit Verboten und Ängsten vor Gott und der Hölle "erlitten". Wesentlich für ihren Werdegang und ihre jetzige Einstellung sei die strikte Abkehr von einer derartigen, jede Lebensfreude unterdrückenden Sozialisation gewesen. Schnell kommt dann auch die Rede auf Lustfeindlichkeit, autoritäre und frauenfeindliche Strukturen, vor allem in der katholischen Kirche, und so gut wie immer auf die "dunkelschwarzen" Kapitel der Kirchengeschichte...

Es sind aber nicht nur engagierte Mitglieder derartiger Organisationen, sondern auch viele andere, die sich zum Atheismus "bekennen", weil auch sie oft geradezu traumatisierende Erlebnisse in ihrer religi-

ösen Erziehung hatten. Beschränken wir uns der Einfachheit halber auf eine traditionelle Pädagogik im katholischen Milieu, wie sie bis weit in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts noch häufig gepflegt wurde³.

Ein paradigmatischer Fall

Auch in meinem Bekanntenkreis gibt es einige, die mit dem Christentum nichts mehr anfangen können, gerade weil sie so streng religiös erzogen wurden. Sie können, wie sie sagen, nicht mehr an den "lieben Gott" glauben. Das Thema sei abgeschlossen.

Eines scheint klar zu sein: Menschen, die sich auf dem geschilderten Hintergrund als Atheisten verstehen, können in der Regel nicht mehr zu einem Glauben zurückfinden, zu dessen Kern Christologie und Trinitätslehre gehören. Für sie ist alles nur "Kinderglaube", was von der Kirche kommt...

Aber heißt das in jedem Fall auch, dass für sie die Gottesfrage selbst ein für allemal erledigt ist? Oder ist eine weitere Bewusstseinsentwicklung denkbar: einen apodiktischen Atheismus selbst in Frage zu stellen, sich nicht mehr als dezidierten Atheisten zu verstehen, sondern als agnostischen Wahrheitssucher?

Tatsächlich begegnete ich, wenn es zu einem tiefer gehenden Gespräch kam (in das man als Theologe häufiger gerät), hin und wieder Menschen, die nach eigenem Bekenntnis diesen Weg nahmen. Meist waren es schon etwas ältere mit reichlicher Lebenserfahrung (und einem gewissen Bildungshorizont), die sich, auch in Anbetracht schwindender Lebenszeit, wieder mehr und mehr den Grundfragen der Existenz stellten.

Zur Erinnerung: Kant, jene Säule der Aufklärung, ging bei seinen genialen Kritiken ganz selbstverständlich von der Existenz Gottes aus, ja sogar von einer christlich fundierten Ethik der Humanität. Anders wäre auch sein "Kategorischer Imperativ" (die Übereinstimmung des eigenen Handelns mit dem Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung) nicht nachvollziehbar. Würde man nämlich ein inhumanes Prinzip, z.B. das Recht des Stärkeren oder die Herr-

schaft der "arischen Rasse" zugrundelegen, ergäbe sich das glatte Gegenteil dessen, was Kant beabsichtigte.

Verba docent, exempla trahunt: Worte belehren, aber Beispiele reißen mit. Im Bekanntenkreis lernte ich manchmal Menschen kennen, die aus einem früher rigoros vertretenen Atheismus zu einem nachdenklichen Agnostizismus fanden. Ich möchte, um den Zusammenhang zu verdeutlichen, nur ein, aber, wie ich meine, aussagekräftiges Beispiel erläutern: Jahrzehntlang unterrichtete ich an einem bayerischen Gymnasium und arbeitete in dieser Zeit auch mit einem Fachkollegen (Latein) zusammen. Als kompetenter Deutschlehrer gab er mir so manchen Lektüretipp. Auch privat verstanden und verstehen wir uns gut. Doch auf einem Gebiet kamen wir uns seinerzeit kaum näher: Er äußerte bei Gesprächen öfter, dass er weder von der Kirche noch von Glauben an Gott viel halte. "Da ist kein Gott hinter dem Sternenhimmel" - so seine damalige Grundüberzeugung.

Hin und wieder kam er auch auf seine Erziehung im Elternhaus zu sprechen. Er war im westfälischen katholischen Milieu aufgewachsen, wobei vor allem seine Mutter großen Wert auf eine streng religiöse Erziehung legte. Erst in der Studentenzeit konnte er sich von den damit verbundenen Implikationen einigermaßen freischwimmen: von Höllenängsten, Lustfeindlichkeit oder "kindlichem Glaubensgehorsam".

Auch nach unserer Pensionierung treffen wir uns immer wieder bei einem Glas Tee oder Wein; es gibt immer genug Gesprächsstoff. Im Herbst 2016 verbrachten wir ein paar Tage zusammen in Sachsen-Anhalt und besuchten dabei auch Wittenberg und Magdeburg. Nun fiel mir auf, wie sehr er Cranachs berühmten Flügelaltar in der Stadtkirche der Lutherstadt bewunderte und wie geradezu ergriffen er von Pracht und Atmosphäre des Magdeburger Doms war. Fast wehmütig schien mir dabei seine Äußerung zu sein, die Menschen vergangener Jahrhunderte müssten doch einen sehr tiefen Glauben gehabt haben...

Aus Gründen gegenseitigen Respekts vermied ich es freilich, mit ihm nun ein "Glaubensgespräch" zu führen. Doch vor kurzem erschien von ihm ein Buch, bei dessen Lektüre man einiges darüber erfahren kann,

³ Parallelen dazu finden sich wohl auch im Umfeld puritanisch-pietistischer Erziehung.

was in einem Menschen vorgeht, der sich von einem strikten Atheismus wieder abwendet und zu einer gewissen Offenheit für die religiöse Fragestellung findet:

Franz Josef Schwiete, Student von 1967. Autobiographische Prosa, Erzählungen, Gedichte, Betrachtungen, Berlin 2019, 209 S.

Da der Autor, wie bemerkt, Germanist ist und sich dies in Stil und Prägnanz der Texte niederschlägt, ist die Lektüre auch unterhaltsam (was Veröffentlichungen von Theologen ja nicht immer sind). Doch dies ist nicht das Wesentliche. Es ist vielmehr die Erkenntnis, wie sich zum einen die katholische Kirche in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg durch starren Rigorismus selbst weitgehend ihrer Zukunftsfähigkeit beraubte, wie zum anderen aber eine nicht mehr kirchengebundene, jedoch bildungsaffine Nachdenklichkeit von einem kaum hinterfragten Atheismus zu einem sich Argumenten öffnenden Agnostizismus zurückführen kann.

Da ist zunächst das traditionell eingestellte Elternhaus; dort gibt es das tägliche Gebet, den Verzicht auf Fleisch am Freitag und auf Süßigkeiten während der Fastenzeit. Beichte und regelmäßiger Kirchgang sind selbstverständlich: Viele Ältere unter uns können Ähnliches erzählen. Doch Schwarzweißmalerei ist nicht im Sinn des Autors. Er kennt auch schöne Erinnerungen an die fromme Kindheit:

"Die Meßdiener bewegten sich mit schönen, abgemessenen Schritten, sie trugen das gewaltige Meßbuch über die Stufen des Altars, sie durften in feierlichen Momenten kunstvoll und rhythmisch ihre Schellen erklingen lassen. Sie waren mir weit, weit voraus!" (S. 15)

Und dann:

"Nach dem Segen (...) brauste und jubilierte die Orgel heller und strahlender als je und überflutete all meinen Sinn" (ebd.).

Die streng katholische Erziehung hinterließ aber insgesamt weit mehr psychische Verletzungen als glückliche Erinnerungen. Am Ende des ersten Buchteils, der rein autobiographischen Reflexionen, schildert der Autor, was wohl viele seiner Generation gut nachvollziehen können:

"Ich dann, in den Jahren ängstlichen Duckens vor dem strafenden Gott, ängstli-

chen Starrrens auf die Drohungen seiner Allmacht, vielleicht würde ich zu den Verworfenen gerechnet werden, und diese Beklemmung löste sich nur, indem sie in Phasen inbrünstigen Glaubens mündete, ein steter Kreislauf von Hingabe und Angst. Ich in den Jahren der Jugend, der Studentenzeit, angefüllt mit grundloser Traurigkeit (o du wuchernde Pflanze Melancholie, gezüchtet von meiner kreuztragenden Mutter!)" (S. 55 f.).

In einer teils fiktionalen, teils autobiographischen Erzählung ("Ein ungleiches Paar", S. 117 - 136) schildert Schwiete eindrucksvoll die Lebensart eines nahen Verwandten von ihm, eines Priesters, der den Zölibat ernstnimmt, aber dafür auf mancherlei Lebensfreude verzichten muss. Es ist nur eine Erzählung, der viel real Erlebtes zugrundeliegt, doch sie sagt vielleicht mehr über die von Zwängen bestimmte Lebensweise eines "Seelsorgers" aus als manche theologisch trefflich argumentierende Kritik am Pflichtzölibat.

Doch in diesem Buch findet man auch andere Passagen, die jedem, der sich mit einem simplen kirchenkritischen Atheismus zufrieden gibt, zu denken geben sollten. Die umfangreichste Erzählung, identisch mit dem Buchtitel ("Student von 1967", S. 80 - 116), handelt von einem Zwiegespräch zweier Studenten: eines Gottgläubigen und eines bekennenden Atheisten. Der Zweifel am Gottesglauben steht im Mittelpunkt - aber auch der an apodiktischer Gottesleugnung. Die Frage nach dem Weiterleben der Seele nach dem Tod bleibt offen. Anhand der Lektüre von Epikurs Brief an Menoikeus (um 300 v.C.) ergeben sich Reflexionen über Leben und Nichtleben:

"Die Christen wollten die Endlichkeit des Menschen nicht akzeptieren, sie glaubten an die Ewigkeit der Seele bei Gott. Bei Epikur dagegen konnte man lernen, die Furcht vor dem endgültigen Verlöschen abzulegen. Wer hatte recht? Man würde es in seinem ganzen Leben nicht erfahren"(S. 107).

Agnostizismus in Reinform! Aber an den Grundfragen des Daseins, die sich als einziges Lebewesen, soweit wir wissen, nur der Mensch stellen kann, an ihnen kommt eben auch kein Atheist vorbei - wenn er sich dem Weiterfragen nicht verschließt.

Beeindruckend ist auch Schwietes Erzählung über das Böse, zu dem schon Kinder fähig sind. Die Frage nach Gut und Böse - auch so ein Problem, das der Atheist nicht befriedigend lösen kann! Freilich bleibt auch der Agnostiker ratlos - aber er gibt es zumindest auch zu:

"Hinter dem Bösen wie dem Guten scheint ein Geheimnis zu stecken. Wer will ergründen, warum der eine Mensch das Gute tut, der andere aber in ähnlicher Lage das Böse? (...) Das Rätsel jedenfalls bleibt" (S. 79).

Von Agnostikern lernen

Muss nicht auch der Christ so fragen? Mir scheint, ein christlicher Glaube, der die Kraft für die Zukunft behalten will, kann (und sollte) einiges vom wahren Agnostizismus lernen. Katechismussätze, auswendig gelernt, helfen in der Regel ja nicht mehr weiter. Der Imageverlust der Kirchen, zumal der katholischen im aufgeklärten Westen, hängt nicht allein vom Bekanntwerden der Missbrauchsskandale ab, auch wenn er dadurch einen kräftigen Schub bekam. Nein, er resultiert in erster Linie aus der ständigen Wiederholung überkommener Formeln, die mit der Lebenswirklichkeit und dem Wissensdrang des modernen Menschen im 21. Jahrhundert nicht mehr viel zu tun haben⁴.

Schön, an Weihnachten und Ostern sind die Kirchen noch voll, vor allem dort, wo der Kirchenchor gut singt, sich Musiker und Organist ins Zeug legen. Wenn dann noch die Kirche voller Kunstschatze (und geschmackvoll beleuchtet) ist, ja, dann kann einem schon warm ums Herz werden. - Aber beugen wir wirklich noch die Knie vor den Geheimnissen des Glaubens? Oder begnügen wir uns mit bloßer Ästhetik oder auch nur Folklore?

Vielleicht muss jemand, der sich bewusst als Christ verstehen möchte, wieder ganz von vorne anfangen. Das auswendig "heruntergebetete" Glaubensbekenntnis führt ihn beim Mitdenken wohl zu mehr Fragen als Antworten⁵.

⁴ Vgl. dazu das nach wie vor äußerst lesenswerte Buch von Hans Küng, *Ist die Kirche noch zu retten?* München 2012

⁵ Man versuche mal zur Probe, es einem, sagen wir, interessierten Büroangestellten zu erklären! Selbst

Und so bedeutet von Agnostikern lernen zuallererst, den Zweifel nicht nur zuzulassen (Ältere erinnern sich vielleicht noch an "Glaubenszweifel" im Beichtspiegel...), sondern ihn für notwendig zu halten. Er ist im Übrigen ja auch der größte Feind der Macht, die verbieten will, sie in Frage zu stellen. Indes bedeutet die Bereitschaft zum Zweifel keineswegs, alles in Bausch und Bogen zu verwerfen (wie es manche militanten Atheisten mit Kirche und Gottesglauben tun). "Kritik" kommt vom griechischen "krinein", "(be-)urteilen". Ein kritischer Christ ist daher aufgerufen, überkommene, jahrhundertealte Glaubensaussagen immer wieder aufs Neue zu hinterfragen. Dazu aber bieten, wie mir scheint, die Kirchen zu wenig Hilfe. Wer am Hergebrachten zweifelt, muss sich meist selbst auf die Suche machen - Antworten findet er vielleicht in einer seriösen Buchhandlung (falls der Verkäufer kompetent genug ist). Weder spricht die Bibel "ganz von selbst", wie Protestanten gerne behaupten, noch tun das überlieferte Gebete wie das Vaterunser oder das "Agnus Dei". Wer da einmal anfängt nachzutrübeln, dem beginnt oft auch der Boden des Glaubens unter den Füßen zu wanken.

Andererseits: Die existentiellen Grundfragen bleiben für jeden Menschen, der bereit ist nachzudenken, dieselben: Woher kommen wir? Wie kommt das Leben in die Materie? Woher kommen Geist, Bewusstsein, Freiheit? Ist der Glaube an einen Schöpfer nicht doch plausibler, gar vernünftiger, als dessen strikte - und oft ziemlich "gedankenlose" Verneinung?

Ein weiterer Aspekt, der Agnostiker und kritisch denkende Christen ins Gespräch bringen kann: Wie ließe sich eine Ethik der Humanität so begründen, dass sie für jeden Einzelnen verbindlich wäre? Was beunruhigen muss, ist die Beobachtung, dass sich in letzter Zeit vor allem in Ländern, die keine abendländische, also jüdisch-christliche Tradition kennen, die Stimmen derer mehreren, die die UNO-Charta der Menschenrechte von 1948 lediglich als "westliches Oktroy" bezeichnen, das für ihre eigene Kultur nicht gelte. Wir sehen aktuell z.B. in Indien und weiteren asiatischen Ländern, wie sehr dort aus angeblich "eigener Tradition" Men-

erfahrene Theologen dürften da bald ins Stottern kommen...

schenrechte mit Füßen getreten werden. Welche allgemein verbindlichen Gegenargumente lassen sich da Vorbringen, wenn die höchste Instanz, von deren Dasein die Verfasser der Menschenrechtscharta wie die "Väter des Grundgesetzes" ausgingen, wegfällt? Worauf kann sich eigentlich ein auch noch so humanistisch gesinnter Atheist letztlich berufen? Auf einen weltweiten Konsens offenbar nicht (mehr)! Bedarf es vielleicht doch eines Höheren - möge man es, wie einst die Stoiker, vorsichtigerweise auch nur "Weltvernunft" nennen - die sie aber konsequenter Weise mit der "Gottheit" gleichsetzten?

Und schließlich geht es für den kritisch Gläubigen genauso wie für den aufrichtigen Agnostiker um die Reflexion, sterblich zu sein. "Mit dem Tod ist alles aus!" Diese "Lösung" will uns nicht so recht gefallen. Kann es Hoffnung über den eigenen Tod und den der Geliebten hinaus geben? Wie steht es um die Gerechtigkeit, gerade wenn man das für den Verstand unlösbare Theodizeeproblem ernst nimmt? Wenn da kein guter, kein gerechter Gott ist, hat dann der Henker doch triumphiert (Max Horkheimer)? Hatten Auschwitz und Majdanek das letzte Wort? Was ist mit den Opfern der Geschichte, den ungezählten, was mit krebserkrankten Kindern - oder auch mit dem nach Schiller größten Übel, der Schuld? Kann man von ihr je wieder frei werden?

Hoffnung über den Tod hinaus, das ist das Angebot des Glaubens. Jedoch kein Angebot, das von vorneherein Sicherheit gäbe. Nein, auch hier empfinden wir das Nagen des Zweifels. Andererseits hat sich auch der Atheist zu fragen: Welche Hoffnung gibt es im Angesicht des Todes? Ist Epikurs "ewige Ruhe" wirklich der ganze Sinn der menschlichen Existenz?

Ohne sich dessen so recht bewusst zu werden (so zumindest meine Erfahrung), haben auch Atheisten eine Art "Katechismus". Darin steht z.B., dass es keinen Gott geben kann, dass nur Naturwissenschaft der Weg zur Wahrheit ist oder jeder selbst das Richtige finden muss. Und selbstverständlich wollen sie diese Festlegungen nicht gerne in Frage stellen lassen: So jedenfalls habe ich es oft erlebt.

Mit Agnostikern dagegen zu reden kann oft sehr bereichernd sein. Ja, man bekommt das Gefühl, dass irgendwie alle Nachdenk-

lichen Agnostiker sind. Wir leben eben nicht mehr in den Zeiten Kierkegaards. Sein Glaube, seine Denkkraft sind gewiss nach wie vor bewundernswert, seine Schriften zu lesen gewinnbringend. Aber eineinhalb Jahrhunderte und viele von Menschen gemachte Katastrophen später ist unser Fragen nach Gott ein anderes geworden. Sich ihm auch weiterhin zu stellen und sich nicht mit einfachen Antworten zufrieden zu geben: auch das ist ein Ausweis von Humanität.

Irmgard und Benno Rech

Wie kam der christliche Glaube zu uns nach Europa?

Die erste Christengemeinde auf europäischem Boden war die Hausgemeinschaft der Purpurchandlerin Lydia.

Text für einen Alternativen Gottesdienst am 08.12.2019 in Thalexweiler

B: Liebe Schwestern, liebe Brüder, wir alle sind Christen und Bürger des christlichen Europa. Haben wir eigentlich schon einmal nachgefragt, wie das Christentum, eine Religion aus dem Orient, nach Europa gekommen ist? Es geschah schon früh um das Jahr 50 n. Chr. auf der zweiten Missionsreise des hl. Paulus. Paulus erlebte sich als von dem auferstandenen Jesus selber in seine Nachfolge gerufen, als er bei Damaskus vom Pferd stürzte. Aus dem gesetzestreuen Juden und Christenverfolger Saulus war der glühende Christusanhänger und Missionar Paulus geworden.

Wir haben mit der Apostelgeschichte eine Missionschronik, die uns den Weg des Evangeliums von Jerusalem in die damals bekannte Welt als ein vom Heiligen Geist geleitetes Geschehen eindrucksvoll erzählt. Im 16. Kapitel wird dort tatsächlich der Entschluss des hl. Paulus, das Christentum

nach Europa zu bringen, als ein besonderer Moment herausgestellt. Da gerade dieses Kapitel größtenteils in der Wir-Form geschrieben ist, können wir davon ausgehen, dass es direkt aus Reisenotizen zusammengestellt wurde.

I: Heute, da wir darüber diskutieren, für welche Werte das christliche Europa in der Welt einsteht, ist es besonders dringlich, nach den Grundlagen zu fragen, auf denen die europäische Geschichte und unser persönlicher Glaube aufruhen. In einem Leserbrief in der Zeit (21. Nov. 2019) fragte sich kürzlich ein Leser; „Was wenn sich Paulus von Bedenken hätte abhalten lassen, mit dem Evangelium im Gepäck den Hellespont zu überqueren, um die Freudenbotschaft vom Orient in den Okzident zu überbringen (vgl. Apg. 16)? Gott sei Dank, dass er gegen alle inneren und äußeren Widerstände dem Ruf gefolgt ist. Nur so konnte auch ich 2000 Jahre später die rettende Botschaft vernehmen und Heil für Zeit und Ewigkeit finden!“

Den Impuls, Kleinasien zu verlassen, bekamen Paulus und seine Begleiter Silas und Timotheus durch eine Vision. Die drei Missionare fühlten sich vom Hl. Geist geleitet. Diese drängende Kraft, die sie damals gespürt haben, spricht zu uns aus der Erzählung, die wir jetzt hören.

B: Apg 16, 6-11

I: An den Namen der Städte Samothrake und Neapolis erkennen wir, dass Paulus mit seinem Reisetross von der kleinasiatischen Hafenstadt Troas aus über das Ägäische Meer griechischen Boden erreicht hat. Das Ziel war jetzt die mazedonische Stadt Philippi, eine lebendige römische Handelskolonie. Aber sie fanden dort keine jüdische Synagogengemeinschaft, wo Paulus immer zuerst mit seiner Predigt begann. Es existierte aber eine Gebetsstätte, die erstaunlicherweise von Frauen unterhalten wurde. Unter ihnen war auch eine heidnische Frau, die Purpurchandlerin Lydia, die sich dem jüdischen Gebetsbrauchtum angeschlossen hatte. Man nannte sie daher achtungsvoll „eine Gottesfürchtige“.

Hören wir wieder in die Reiseerzählung der Apostelgeschichte hinein:

B: Apg 16, 12-15 „Von Neapolis aus gingen wir nach Philippi

I: Der erste Mensch in Europa, der für Jesus „sein Herz geöffnet hat“, war somit eine Frau, eine tatkräftige und erfolgreiche Händlerin. Um im Handel Erfolg zu haben, musste Lydia neugierig auf Menschen sein und Kontakte knüpfen können. Ihr Heimatort Thyatira in Kleinasien war berühmt wegen seiner Purpurindustrie. Der Handel mit dem Luxusartikel Purpur, dem aus der Drüse der Purpurschnecke gewonnenen violetten Farbstoff, war ein einträgliches Geschäft. Lydia muss eine unabhängige und wohlhabende Frau gewesen sein und Hausherrin einer Großfamilie, die in der Antike auch religiöse Gemeinschaft war. Dass Lydia sich mit ihrem ganzen Haus taufen ließ, zeigt doch, wie Paulus sie mit seiner Jesusverkündigung überzeugt und gepackt haben muss.

B: Als die neugetaufte Lydia dann Paulus und seinen Begleitern ihr Haus als Bleibe anbietet, zögert dieser nicht, ihre Einladung anzunehmen. So wird das Haus der Purpurchandlerin Lydia zum ersten Stützpunkt der christlichen Mission in Europa. Paulus überträgt ihr, so deutet man es heute, auch die Leitung dieser bald anwachsenden Christengemeinde von Philippi, die zu seiner Lieblingsgemeinde wurde. Gut ist es Paulus und Silas in Philippi nicht ergangen. „Diese Männer bringen Unruhe in unsere Stadt“, beschwerten sich einige Römer, und das Volk erhob sich, riss ihnen die Kleider vom Leib und ließ sie mit Ruten schlagen und ins Gefängnis bringen. Nach ihrer Befreiung, die sie als Wunder erlebten, heißt es dann: „Vom Gefängnis aus gingen die beiden zu Lydia. Dort fanden sie die Brüder, sprachen ihnen Mut zu und zogen dann weiter.“ (Apg 16, 40)

I: Aus der Hausgemeinde der Lydia muss schnell eine größere Gemeinde herausgewachsen sein. Die erste christliche Gemeinde auf europäischen Boden wurde zu einer Gemeinde, die Paulus besonders ans Herz wuchs. Er hat sie noch zweimal besucht und ihr, als er um 55 n. Chr. in Ephesus im Gefängnis saß, einen ganz innigen Brief geschrieben, der uns bis heute fasziniert, weil er uns darin viel Persönliches mitteilt. Es ist der „Brief an die Philipper“. So haben wir, noch bevor es ein geschriebenes Evangelium gibt, aus der Hand des Missionars Paulus selber eine unschätzbare kostbare Quelle, durch die wir Einblicke bekommen, wie die Christen der ersten europäischen

Gemeinde ihr Christentum gelebt haben, als es noch keine geweihten Priester und Bischöfe gab, dafür aber Frauen und Männer, die sowohl in der Verkündigung als auch in den gottesdienstlichen Feiern gleichrangig tätig waren. In welcher Freundlichkeit und Wertschätzung man miteinander umging, lässt uns heute stauen. Die Christen in Philippi sorgten sich um ihren Apostel im Gefängnis und hatten ihm eine Geldspende überbringen lassen. Mit seinem Dank lässt Paulus im Brief die Gemeinde auch seine Sorge spüren, sie könnten vom eingeschlagenen Weg des Evangeliums abweichen.

B: Paulus nennt alle Getauften „Heilige in Christus Jesus“ und schreibt: **„Ich danke meinem Gott jedes Mal, wenn ich an euch denke; immer, wenn ich für euch alle bete, tue ich es mit Freude und danke Gott dafür, dass ihr euch gemeinsam für das Evangelium eingesetzt habt. Ich vertraue darauf, dass er, der das gute Werk begonnen hat, es auch vollenden wird bis zum Tage Christi Jesu. Es ist nur recht, dass ich so über euch alle denke, weil ich euch ins Herz geschlossen habe.“** (Phil 1, 3-7)

B: Wir wollen nun an Lydia einige Fragen zu ihrer Hauskirche stellen, die Antworten leiten wir aus dem Philipperbrief und dem Brief an die Galater ab, der um das Jahr 50 geschrieben wurde.

Interview

B: Wieso haben Sie, liebe Lydia, so schnell Vertrauen gefasst zu einem fremden Prediger?

I: Lydia: Nicht zu dem Prediger Paulus habe ich zunächst Vertrauen gefasst, sondern zu diesem Jesus Christus, von dem er uns erzählt hat, der Gott gleich war, aber nicht daran festhielt, „wie Gott zu sein.“ Von diesem Heilbringer ging eine Freude aus, auf Paulus und bald auf uns alle.

B: Können wir daraus schließen, dass von Paulus keinerlei Druck ausging, sich taufen zu lassen?

Lydia: Ich war immer schon darauf ausgerichtet, meine religiöse Neigung in einer Gemeinschaft zu leben. Darum bin ich ja in eine jüdische Gebetsgruppe gegangen. Mich hat angezogen, dass durch die Taufe auf Jesus Christus ein neues Miteinander der Menschen möglich wurde.

B: Woran haben Sie das denn erkannt, dass hier etwas Neues möglich wurde?

Lydia: Neu war, dass es für Paulus keine Zurücksetzung der Frau mehr gab. In Philippi hatte er zwei Frauen in seinem Team, Evodia und Syntyche, zwei von ihm hochgeschätzte Mitarbeiterinnen. (Phil 4, 3) Paulus legte es uns geradezu ans Herz, alle trennenden Unterschiede zwischen uns aufzubrechen.

B: Wie konnte Paulus denn das gelingen?

Lydia: Er hat ein schönes Bild gebraucht, das mich als Stoffhändlerin besonders überzeugt hat: Wir hätten mit der Taufe Christus als neues „Gewand“ angelegt. Wir sind also alle in denselben kostbaren Stoff gekleidet, in die liebende und dienende Gesinnung Jesu. Klipp und klar gilt jetzt bei uns: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus.“ (Gal. 3, 28) Total faszinierend für mich, der ich gerne in dieser völkerbunten Stadt Philippi lebe!

B: War das denn nicht eine Zumutung, so eng mit freigekauften Sklaven zu tun zu haben?

Lydia: Es war aber so, kaiserliche Sklaven und Freigelassene wurden nicht abgewiesen (vgl. Philipper 4, 22). Keine und keiner sollte weniger wert sein als der andere. Jede Protzerei und Prahlerei war ihm zuwider, weil es gegen den Geist der Liebe ist. „Sondern in Demut schätze einer den andern höher ein, als sich selbst“ (Phil 2, 3), das mutete er uns zu.

B: Wurden diese neuen Grundsätze wirklich von allen Getauften gelebt?

Lydia: Na ja, es liefen auch wieder welche weg. Wer aber dabei blieb, fühlte sich von einer eigenartigen Freude getragen, die auch Paulus erfasst hatte. Wenn Christus wiederkommt, sollte er uns an dieser Freude erkennen!

B: Was würden Sie einer Kirche raten, der immer mehr Getaufte weglaufen?

Lydia: Lebt in den Gemeinden das, was der von unserm Herrn Jesus so begeisterte Paulus uns ans Herz gelegt hat, dass sich nämlich unser Glaube zuerst im Umgang miteinander bewähren muss. Mir klingt es noch in den Ohren, wie Paulus uns mahnt: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem

Leben in Christus entspricht.“ (Phil 2,5)
Die Gemeinde versteht er als Gemeinschaft des Geistes, die „herzliche Zuneigung und Erbarmen“ lebt, „einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig“. All unser Reden und Tun muss nach Paulus getragen sein von dem Grundsatz: „Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der andern.“ (Phil 2, 4)

B: Liebe Schwestern und Brüder, es breitet sich unter uns in Europa eine Sprache der Missachtung, des Hasses und der Gewalt aus, vor der wir uns fürchten müssen. Nehmen wir diesen letzten Paulussatz als Empfehlung Lydias mit in unseren Alltag: **„Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der andern.“** Könnte diese urchristliche Maxime uns heute nicht auf die Sprünge helfen, der Sprache des Hasses und der Hetze die Sprache der Lydia-Kirche in Philippi, der ersten Christengemeinde auf europäischem Boden, entgegenzusetzen!

Theo Mechtenberg

Das Spannungsverhältnis von Nationalismus und Demokratie in den postsozialistischen Staaten

Im dreißigsten Jahr des Berliner Mauerfalls fanden die Ereignisse im Herbst 1989 ein breites publizistisches Echo. Gewürdigt wurde der Freiheitswille der DDR-Bürger, die sich aus dem schützenden Raum der Kirchen auf die Straße wagten, denen sich in Leipzig und anderen Orten Tausende anschlossen und eine Bewegung in Gang setzten, durch die sich die Regierung genötigt sah, am 9. November die Mauer zu öffnen und ihren Bürgern das Jahrzehnte lang verweigerte Recht auf Reisefreiheit zu gewähren, von dem noch in der Nacht zum 10. November die Ostberliner in rauschhafter Freude reichlich Gebrauch machten.

Doch dies war erst der Anfang eines sich beschleunigenden Prozesses, in dessen Verlauf die verschiedenen oppositionellen Gruppierungen sich formierten und eine umfassende Demokratisierung der DDR einforderten und anstrebten, ohne dass sie ihr Ziel erreichten. Dass sie es verfehlen würden, zeichnete sich bereits am 19. Dezember ab, als Bundeskanzler Helmut Kohl in Dresden vor einer schier unübersehbaren Menschenmenge sprach, die Deutschlandfahnen schwenkten und den bisherigen Ruf „Wir sind das Volk“ in „Wir sind e i n Volk“ abwandelten. Nicht die von den oppositionellen Gruppen erstrebte Demokratisierung der DDR war letztlich das Ergebnis der Novemberproteste, sondern die ein Jahr später vollzogene Einheit der Nation. Am Verlauf dieses Prozesses wird ein gewisses Spannungsverhältnis von Demokratisierung und Nationalisierung deutlich, das für die Entwicklung aller vor der europäischen Wende zum Hegemoniebereich der Sowjetunion gehörenden Staaten von grundsätzlicher Bedeutung ist und im Folgenden näher untersucht werden soll.

Der nationale Charakter sozialistischer Staaten

Die Völker im Herrschaftsbereich der UdSSR litten nicht nur unter der Einschränkung ihrer Bürgerrechte, ihnen wurde auch die ideologische Parteidoktrin als Ersatz für ihr nationales Bewusstsein verordnet, das dem Kreml als ein die eigene Macht bedrohendes Potential galt und daher mit allen Mitteln zu unterdrücken war. Nicht zuletzt um dieses Zieles willen wurden nach Ende des Zweiten Weltkriegs in den östlichen Satellitenstaaten die Führungspositionen mit Kommunisten aus dem Moskauer Exil besetzt, die in ihren Ländern die stalinistische Transformation und mit ihr die Unterdrückung nationaler Traditionen und nationaler Identität rigoros vorantrieben. Doch nach Stalins Tod wurden sie abgelöst, und an die Macht kamen die so genannten Nationalkommunisten, die im Lande geblieben waren, im Untergrund gegen den nationalsozialistischen Terror gekämpft, in Gefängnissen und Konzentrationslagern gelitten oder im westlichen Exil überlebt hatten. Sie waren gegenüber Moskau um einen gewissen Spielraum einer nationalen Interessen dienenden Politik bemüht, griffen selektiv auf das

nationale Erbe und ihnen nützlich erscheinende nationalistische Strömungen zurück, doch ohne in ihren Ländern eine Versöhnung von kommunistischer Ideologie und nationaler Tradition anzustreben, geschweige denn bewirken zu können.

Der Nationalkommunismus war in den einzelnen Ländern unterschiedlich ausgeprägt. Sich gänzlich der Macht der Kremlherren zu entziehen, war allein Josip Broz Tito gelungen. Er bezog eine von Moskau unabhängige, dem nationalen Interesse dienende neutrale Position und vermochte es, sein Land aus Konflikten im Herrschaftsbereich der UdSSR herauszuhalten. So weit reichte die Unabhängigkeit des rumänischen Diktators Nicolae Ceausescu nicht. Doch auch er widersetzte sich des Öfteren der Moskauer Politik. Wenngleich Mitglied des Warschauer Paktes, nahm Rumänien 1968 dennoch nicht an der Invasion in die Tschechoslowakei teil. Und 1984 beteiligte sich Rumänien als einziger Staat des Ostblocks nicht am sowjetischen Boykott der olympischen Spiele in Los Angeles. Weil Ceausescu auf diese Weise den nationalen Stolz der Rumänen zu stillen verstand, genießt er selbst heute noch in Rumänien hohes Ansehen. Nach einer Umfrage vom Dezember 2018 gilt er mit 64% als beliebtester Präsident, noch vor dem im Herbst 2019 wiedergewählten populären Klaus Johannis (50%), der seit 2014 das Amt des Staatspräsidenten innehat.

Aufgrund des in den einzelnen sozialistischen Staaten unterschiedlich ausgeprägten Nationalkommunismus gab es in ihnen eine kontinuierliche nationalistische Strömung, deren sich die Kommunisten im Übrigen zu bedienen wussten, wenn dies ihren Interessen entsprach. So entfachte beispielsweise die kommunistische Führung Polens angesichts der Studentenunruhen im März 1968 unter dem Motto des „Antizionismus“ eine antisemitische Kampagne, mit der die von einigen jüdischen Studenten angeführte Protestbewegung diffamiert werden sollte und die Tausende Juden aus dem Land trieb. Diese „Konservierung“ des Nationalismus war denn auch der Ermöglichungsgrund dafür, dass die nationale Komponente im europäischen Umbruchjahr und in der weiteren Entwicklung der postsozialistischen Länder eine gewichtige Rolle spielte.

In der Ukraine, in Rumänien und Bulgarien war es die kommunistische Nomenklatura, die – nun national gewendet – im Zuge des Zerfalls der Sowjetunion die Macht übernahm. Und weil der nun gewonnenen Unabhängigkeit kein innerer Demokratisierungsprozess vorausgegangen war und eine ihn erst ermöglichende Zivilgesellschaft sich nicht hatte herausbilden können, konnte die demokratische Transformation nicht gelingen. Diese Länder haben denn auch noch drei Jahrzehnte nach dem europäischen Wendejahr 1989 erhebliche Demokratiedefizite und mit dem politischen Einfluss der Oligarchen, dem Krebsgeschwür der Korruption und mit einem repressiven, fremdenfeindlichen Nationalismus zu kämpfen.

Gänzlich anders vollzog sich die Entwicklung in Ungarn. Massenproteste gegen das herrschende Regime gab es dort, anders als in Polen, im Herbst 1989 nicht. Kadars „Gulaschkommunismus“ war und ist in der Bevölkerung durchaus populär, was eine Umfrage aus dem Jahr 2017 belegt. Danach sind 42% der Befragten der Meinung, besser als unter Kadar habe man in den letzten 100 Jahren nicht gelebt. Sofern Demonstrationen Ende der 1980er Jahre stattfanden, handelte es sich dabei im Grunde um nationale Manifestationen, die sich u. a. gegen die Unterdrückung der ungarischen Minderheit in Rumänien richteten, wie überhaupt der Nationalismus der Ungarn wegen der enormen Gebietsverluste aufgrund des Vertrages von Trianon (1920) bis heute sehr virulent ist.

Zudem waren in keinem anderen sozialistischen Land, auch nicht in Polen, die national geprägten Reformkräfte innerhalb der kommunistischen Partei so stark wie in Ungarn. So ist es bezeichnend, dass sich die regierenden Kommunisten Anfang 1989 von dem Dogma lösten, wonach die blutigen und tragischen Ereignisse im Herbst 1956 eine den Sozialismus bedrohende „Konterrevolution“ waren. Nun hieß es, und dies durchaus zu Recht, es habe sich um einen „Volksaufstand“ gehandelt, dem im nationalen Gedächtnis ein hervorragender Platz gebühre.

Ähnlich wie in Polen verlief in Ungarn der Übergang zu einer demokratischen Ordnung auf der Basis von am Runden Tisch geschlossenen Vereinbarungen zwischen den kommunistischen Reformkräften und

einer gemäßigten Opposition. Und ähnlich wie die Polen regierenden Nationalkonservativen sehen Viktor Orban und seine Fidesz darin den Geburtsfehler der Demokratie, durch den es weniger, wie sie glauben, zu einer demokratischen als vielmehr zu einer „postkommunistischen“ Entwicklung gekommen sei, die es durch eine national ausgerichtete Politik zu überwinden gelte. So erscheinen denn gegenwärtig Polen und Ungarn innerhalb der Europäischen Union als jene Staaten, bei denen das Spannungsverhältnis von Nationalismus und Demokratie besonders deutlich in Erscheinung tritt. Und dies mit der Tendenz, dass demokratische Rechtsprinzipien wie die Unabhängigkeit der Justiz und der Medien gleichermaßen von Jarosław Kaczyński und Viktor Orban den von ihnen formulierten nationalen Interessen untergeordnet werden.

Dieses Spannungsverhältnis ist für sämtliche mittel- und osteuropäischen Staaten, die einst unter sowjetischer Hegemonie standen, typisch. Sie waren im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auf der Landkarte Europas nicht verzeichnet. Ihre Völker unterlagen dem Osmanischen Reich, der Herrschaft Österreichs, des russischen Zaren oder des Deutschen Reiches. Erst mit dem Zusammenbruch und Zerfall dieser Monarchien gewannen sie ihre Unabhängigkeit. Und die verloren sie nach gut zwei Jahrzehnten wieder durch den Verlauf des Zweiten Weltkriegs und aufgrund der mit der Neuordnung Europas verbundenen Sowjetisierung. Es ist dieses Trauma des Verlustes und der stets empfundenen Bedrohung nationaler Eigenständigkeit, aus dem sich ihr Nationalismus vor allem speist. Aus diesem Trauma erwächst der Wille, endlich Herr im eigenen Haus zu sein, keiner fremden Herrschaft unterworfen. Es ist ein mit Paranoia gepaarter Nationalismus, der sich durch vermeintliche äußere und innere Feinde bedroht fühlt, der in ethnischen Minderheiten Einfallstore für Fremdeinwirkung sieht. Um die nationale Eigenständigkeit zu wahren, gelte es, das nationale Bewusstsein zu stärken. Dem dient eine Geschichtspolitik nationalen Martyriums, welche die geschichtliche Opferrolle kultiviert und die Schattenseiten eigener Verschuldung ausblendet. Man sei keineswegs, wie ihre Politiker ständig beschwören, gegen Europa, sehe aber durch

die Mitgliedschaft in der Europäischen Union die eigenen nationalen Werte gefährdet und die Eigenständigkeit beeinträchtigt, woraus sich die permanenten Konflikte mit der Europäischen Kommission erklären.

Dieses Trauma bestimmt die nationale Politik in Polen und Ungarn sowie in anderen postsozialistischen Staaten. Doch die letzte Deutungshoheit über dieses Trauma besitzen die rechtsradikalen Nationalisten. Sie sind beispielsweise die bestimmende Kraft bei der Gestaltung des polnischen Unabhängigkeitstages am 11. November. Sie sind die Organisatoren des Warschauer „Marsches der Unabhängigkeit“ an diesem Tag. Nahmen 2009 lediglich 500 Polen an ihm teil, so sind es heute bis zu 100 000. Diese Märsche, eingeleitet durch einen Gottesdienst, besitzen einen religiös-nationalistischen Charakter. Unter der Maske des Patriotismus versprühen ihre Teilnehmer Hass und ermuntern mit dem Slogan „Tod den Feinden Polens“ faktisch zur Gewalt. Auf Plakaten ist zu lesen „willst du Gott nicht, wirst du Allah haben“. Eine als Gebetsruf getarnte Fremdenfeindschaft. Diese Nationalisten verstehen sich als Gotteskrieger, dazu berufen, die vaterländischen Werte gegenüber Liberalen und Homosexuellen sowie gegenüber westlicher Säkularisierung zu verteidigen und das christliche Abendland vor einer angeblich drohenden Islamisierung zu retten.

Inzwischen sind die polnischen Nationalisten international bestens vernetzt, mit Marine Le Pen und ihrer Partei, mit der ungarischen Jobbik, mit Pegida und AfD. Und seit den Sejmwahlen im Oktober 2019 sind sie durch die vorwiegend von jungen Männern zwischen 18 und 35 Jahren gewählte „Konföderation für Unabhängigkeit und Freiheit“ auch im Parlament vertreten.

Am 11. November 2019 fanden sich auf Anweisung der Warschauer Kurie erstmals keine Priester für einen Eröffnungsgottesdienst des Marsches. Und es nahmen in diesem Jahr auch keine führenden Politiker der Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) am „Marsch der Unabhängigkeit“ teil. Hat man die Gefahr erkannt, die von dieser nationalistischen Bewegung ausgeht? Oder erklärt sich diese Zurückhaltung aus der bevorstehenden Präsidentschaftswahl, zu der PiS Wähler-schichten der politischen Mitte gewinnen

möchte, die durch die Nähe zu den Rechts-extremen abgeschreckt werden?

Der Nationalismus als Nährboden rechtsextremistischer Exzesse

Die national bzw. nationalistisch geprägte Politik der mittel- und osteuropäischen Staaten schafft im Übrigen ein den Rechts-extremismus und seine Exzesse förderndes Klima. Dazu einige Beispiele: 2011, kurz nach Übernahme der Regierung durch Viktor Orban, veranstalteten Neofaschisten der Organisation „Vedero“ nahe einer Roma-siedlung ein militantes Trainingslager, aus dem sie zu einem Marsch durch das Dorf aufbrachen und die Bewohner, die fluchtartig ihre Häuser verließen, in Angst und Schrecken versetzten. Im Oktober 2019 überfielen 50 schwarz gekleidete Neofaschisten in Budapest den Club „Aurora“, der sich als unabhängige Kulturinstitution für stigmatisierte Minderheiten einsetzt, insbesondere für Roma.

In beiden Fällen schritt die Polizei nicht ein.

Übergriffe auf Minderheiten, zumal auf Roma und Homosexuelle, sind in den post-sozialistischen Ländern an der Tagesordnung. In Estland macht eine rechtsextreme Partei, die unlängst in den Wahlen ein gutes Ergebnis erzielte, Stimmung gegen die russische Minderheit. In Rumänien kam es kürzlich zu einer handfesten Auseinandersetzung auf einem ungarischen Friedhof.

In Kroatien sind die Symbole der Ustacha allgegenwärtig. Dieser rechtsextremistisch-terroristische Geheimbund aus dem Jahr 1929, der für ein von Österreich unabhängiges Kroatien kämpfte, erlebte 1990 unter Franjo Tudman (1922-1999) seine symbolische Renaissance. Selbst führende Politiker schmücken sich mit ihren Symbolen; die serbische Minderheit aber fühlt sich bedroht, zumal es Fälle gibt, bei denen Puppen mit den Gesichtern ihrer Vertreter öffentlich verbrannt wurden. Und mit dem Nationalismus in all diesen Ländern geht ein Antisemitismus einher. Immer wieder kommt es vor, dass Synagogen mit Hakenkreuzen beschmiert werden.

Die Unvereinbarkeit von Nationalismus und Demokratie

Auf dem jüngsten Parteitag der AfD hat der scheidende Vorsitzende Alexander Gauland

seine Partei mit dem Blick auf den rechten Flügel eindringlich davor gewarnt, einen revolutionären Weg zu beschreiten. Sie solle vielmehr die demokratischen Möglichkeiten nutzen, um so das gesteckte Ziel zu erreichen, Regierungsverantwortung zu übernehmen.

Es gibt zahlreiche Beispiele, die belegen, dass Nationalisten auf demokratischem Weg, aufgrund großzügig gewährter Meinungs- und Versammlungsfreiheit sowie durch freie und geheime Wahlen an die Macht kamen, um dann ein autoritäres oder auch diktatorisches Regime zu errichten mit allen negativen, oftmals verheerenden Folgen für den weiteren Lauf der Geschichte.

Bedenkt man die Entwicklung der mittel- und osteuropäischen Staaten ab 1989, dann zeigt sich, dass die Demokratie in diesen Ländern durch den herrschenden Nationalismus bedroht ist. Wo Politiker die Bürger zu einer Identifikation mit der ethnisch definierten Nation drängen, da tritt an die Stelle ihrer freien politischen Entscheidung und Verantwortung der von der herrschenden Partei repräsentierte, kollektive Wille der Nation, der die Gesetze des Landes und die öffentliche Meinung bestimmt. Und wo die eigene Nation rhetorisch und geschichtspolitisch überhöht wird, da geht eine solche Überhöhung zu meist auf Kosten bestimmter Feindbilder, seien es ethnische Minderheiten, äußere Mächte oder innenpolitische Gegner, denen das nationale Bewusstsein abgesprochen wird und die – nach einem Wort von Jarosław Kaczyński - zu einer „schlechten Sorte“ von Polen zählen.

Noch ein letzter Gesichtspunkt: Die in Mittel- und Osteuropa regierenden nationalistisch ausgerichteten Parteien könnten sich als Wegbereiter rechtsextremer bzw. neofaschistischer Kräfte erweisen, die in jüngster Zeit an gesellschaftlichem Einfluss gewonnen haben. Publizisten warnen bereits vor einem Szenario, demzufolge Rechtsextremisten und Neofaschisten die jetzt regierenden Nationalisten ablösen könnten. Die gegenwärtigen in der Tendenz autoritären nationalen Regime würden dann zu Diktaturen – mit allen repressiven Konsequenzen und Belastungen der internationalen Beziehungen. Gemäß dem Wort „wehret den Anfängen“ sollte diese mögliche Option ernst genommen werden. Insoweit es sich

um Mitgliedstaaten der Europäischen Union handelt, sollte die Europäische Kommission entschiedener als bisher die Unvereinbarkeit von Nationalismus und Demokratie betonen sowie darauf bestehen, dass diese Staaten die als Bedingung einer EU-Mitgliedschaft geltenden Kopenhagener Kriterien in vollem Umfang bejahen und politisch umsetzen.

Theo Mechtenberg

100 Tage der erneuten PiS-Regierung

Eine kritische Betrachtung einiger Aspekte

Nach ihrem Wahlsieg im Oktober 2019 wurde die Regierung der polnischen Nationalkonservativen am 15. November vereidigt. Am 23. Februar 2020 ist sie damit 100 Tage im Amt. Zeit für eine Bilanz einiger als besonders kritisch zu wertender Aspekte.

Ministerpräsident blieb Mateusz Morawiecki. Zbigniew Ziobro wird weiterhin in Personalunion die Funktionen des Justizministers und Generalstaatsanwalts ausüben. Auch sonst gab es kaum Änderungen im Regierungsapparat. Und Jarosław Kaczyński bestimmt als Parteichef von „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) wie gehabt die Politik der Regierung aus dem Hintergrund. Weil auf diese Weise die Kontinuität der Regierung gewahrt wurde, kann PiS ihre Politik des angeblich „guten Wandels“ bruchlos fortsetzen.

Ein Fall von „Senatgate“

Die Nationalkonservativen waren in den Oktoberwahlen nicht gänzlich erfolgreich. Sie verloren, wenngleich knapp, die Mehrheit in der zweiten Kammer, dem Senat. Nachdem ihre Bemühungen, einzelne Senatsabgeordnete mit Versprechungen auf

ihre Seite zu ziehen, gescheitert waren, wurde Senatsmarschall Prof. Tomasz Grodzki von der oppositionellen Bürgerplattform (PO) ihr Ziel höchst unfairer Attacken. Er sei korrupt, habe von Patienten Geld genommen. Auf einer Pressekonferenz machte er am 7. Januar 2020 die Machenschaften gegen seine Person öffentlich und sprach – in Analogie zu Watergate – von einem „Senatgate“. Einige seiner früheren Patienten seien unter Druck gesetzt worden, gegen ihn auszusagen, anderen habe man für eine Falschaussage Geld geboten. Nach dieser enthüllenden Pressekonferenz gab die Kaczyński-Partei keineswegs ihren Kampf gegen Grodzki auf. Im Gegenteil. Die Nationalkonservativen verstärkten ihn noch in der Annahme, Grodzki würde unter der Last öffentlicher Beschuldigungen am Ende sein Amt aufgeben, wodurch sich für PiS die Chance ergeben könnte, die Mehrheitsverhältnisse im Senat zu ihren Gunsten zu verändern, den Senatsmarschall zu stellen und damit die reibungslose Fortsetzung ihrer Justizreform zu gewährleisten.

Vor Jahren hatte Parteichef Kaczyński erklärt, man müsse den Menschen nur lange genug etwas einreden, damit sie es am Ende auch glauben. Nach dieser Devise verfahren die PiS-Medien. So verbreitete die „Gazeta Polska“ Abbildungen von Dollarscheinen mit dem Konterfei von Grodzki. Nachdem man den Medizinprofessor auf diese Weise öffentlich als korrupt bezeichnet hatte, gab man eine Umfrage in Auftrag, in der 1042 Personen gefragt wurden, ob sie glauben, dass Tomasz Grodzki während seiner Tätigkeit als Arzt Geld genommen hat. 51% der Befragten bejahten die Frage. Das Ergebnis wurde zur besten Sendezeit in den Abendnachrichten des staatlichen Fernsehens präsentiert.

Dass viele Patienten von Prof. Grodzki in Briefen an ihn oder auf Facebook seine Unbestechlichkeit bezeugen und wie eine Mauer hinter ihm stehen, das wird natürlich im staatlichen Fernsehen und in den PiS-Medien verschwiegen. Ob es allerdings nach all diesen schmutzigen Attacken tatsächlich zu einem Prozess gegen Grodzki kommt, erscheint angesichts der fälschlich konstruierten Beweislage unwahrscheinlich. Doch wer weiß, was in dem von PiS regierten Polen nicht alles möglich ist.

Das Kesseltreiben gegen ihn kommentierte Prof. Grodzki mit den Worten: „Wenn sich das Schmiergeldthema erschöpft hat, und das wird bald der Fall sein, denn bei all dem handelt es sich um Verdrehungen, dann fabriziert man irgendwelche andere Verhaltensweisen, dann macht man aus mir einen Alkoholiker, weil schließlich alle Ärzte trinken, dann einen Händler, der menschliche Organe nach China liefert, denn ich befasse mich ja mit Transplantation.“ Und weiter: „Wenn die Herstellung von Beweisen gegen eine dritte Person im Staat zur Norm wird, dann heißt das, dass sich Polen in einer tieferen Krise befindet, als dies allen erscheint. [...] Es tobt ein Kampf gegen ein freies Polen. Entweder wir bleiben in der Familie europäischer Zivilisation, oder wir begeben uns in die Hände der Diktatur des Ostens. Das sind entscheidende Jahre.“

Weitere Gesetze zur Kontrolle der Justiz

Nach ihrer erneuten Bestätigung verlor die PiS-Regierung keine Zeit, ihre fragwürdige Justizreform fortzusetzen. Ein ganzes Gesetzespaket, das Bestimmungen zum Obersten Gericht, zur Verwaltungs- und Militärgerichtsbarkeit, zu den allgemeinen Gerichten sowie zu den Staatsanwaltschaften umfasst, dient der Kontrolle über das gesamte Gerichtswesen. Eine beim Landesjustizrat angesiedelte Disziplinarkammer wurde vom Sejm mit PiS-loyalen Richtern besetzt und soll die Unangreifbarkeit von in ihrem Sinn erlassenen Bestimmungen gewährleisten. Dies betrifft insbesondere die Situation, in der ein Gesetz oder ein Richterspruch dem EU-Recht widerspricht. Es soll in solchen Fällen ausgeschlossen werden, dass sich Richter auf das geltende EU-Recht berufen und ihm widersprechende Bestimmungen und Gesetze nicht anwenden. Ihnen droht bei solcher Verweigerung eine Degradierung oder gar der Verlust ihres Amtes. Das noch nicht unter der Kontrolle von PiS stehende Oberste Gericht bezeichnete am 17. Dezember 2019 in einer vierzigseitigen Stellungnahme das Gesetzespaket als mit dem EU-Recht unvereinbar und warnte vor einem weiteren Konflikt mit der Europäischen Kommission. Ein Vertragsverletzungsverfahren könne die Folge sein, wer-

de dieses Gesetzespaket vom Sejm verabschiedet.

Doch alle Bedenken und Einwände nutzten nichts. Mit der absoluten PiS-Mehrheit wurde das Gesetzespaket in dem für diese Partei bezeichnenden Eilverfahren am Nachmittag des 20. Dezember verabschiedet. Von den rund 80 Änderungsanträgen der Opposition wurde nicht ein einziger berücksichtigt. Ihr blieb nichts weiter übrig, als diese Karikatur eines rechtsstaatlichen Verfahrens mit den Rufen „Schande“ zu kommentieren.

Die Gesetze waren damit noch nicht in Kraft. Sie wurden dem Senat zur Stellungnahme überwiesen. Der legte, wie zu erwarten, ein Veto ein. Das staatliche Fernsehen quittierte diese Entscheidung damit, der Senat stehe unter der „Diktatur des Auslands und übe Verrat an Polen.“ Und der Sejm wies das Veto umgehend zurück. Es bedurfte nur noch der Unterschrift des Präsidenten.

Die Auseinandersetzungen gingen weiter. Am 23. Januar 2020 meldete sich das Oberste Gericht erneut zu Wort. In seiner Erklärung stellte es künftige Urteile des Landesjustizrates infrage. Seine Richter seien aus politischen Gründen berufen worden und damit in ihren Entscheidungen nicht frei. Im Klartext bedeutet dies, dass das Oberste Gericht den Landesjustizrat und seine Organe nicht als eine richterliche Instanz ansieht, sondern als eine politische Institution. Mit dieser Intervention wolle man den Bürgern das Recht auf unparteiische Gerichte garantieren und dränge darauf, das durch PiS im polnischen Gerichtswesen hervorgerufene Chaos in Ordnung zu bringen.

Fünf Tage später nahm das unter der Kontrolle von PiS stehende Verfassungsgericht zu diesen Beschlüssen des Obersten Gerichts Stellung und erklärte diese für nicht rechtskräftig. Das Oberste Gericht sei nicht berechtigt zu bewerten, ob der Landesjustizrat, die von ihm berufenen Richter sowie deren Kompetenz mit dem europäischen Recht vereinbar sind. Faktisch bedeutet dies eine Entmachtung des Obersten Gerichts durch das Verfassungstribunal. Dem Urteil des Verfassungsgerichts wurde unverzüglich von prominenten Juristen widersprochen. Dem Obersten Gericht abzusprechen, die Vereinbarkeit polnischer Gesetzgebung mit dem geltenden EU-Recht

zu überprüfen, stehe im Widerspruch zur polnischen Verfassung und Beschlüssen der Europäischen Union. Das Verfassungsgericht habe sich mit seinem Urteil selbst diskreditiert und sich als unfähig erwiesen, seine eigentliche Funktion, über die Einhaltung der Verfassung zu wachen, wahrzunehmen. Noch deutlicher wurde der Verfassungsrechtler Prof. Marcin Matczak: „Dass das Verfassungsgericht nach Beratungen mit der Regierungspartei gegen das Oberste Gericht einen derartigen Beschluss fasst, ist ein Skandal im globalen Maßstab und macht aus uns eine Bananenrepublik.“

Die Reaktion der Richterschaft

Weite Teile der Richterschaft wehrten sich gegen diese Rechtsbestimmungen und riefen am 18. Dezember zum Protest auf. In über 200 Städten gingen Tausende auf die Straße, protestierten in Warschau vor dem Sejm, ansonsten vor den Gerichtsgebäuden. Solidarisch mit den Richtern zeigte sich eine Vielzahl von Bürgern, unter ihnen sehr prominente Persönlichkeiten wie der frühere Staatspräsident Bronisław Komorowski, Senatsmarschall Professor Tomasz Grodzki sowie die Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk.

Auf den Ernst der Lage verwiesen Redner, die bei den Protesten zu Wort kamen: 10.000 Richter im Land seien von dem Gesetzesprojekt betroffen und in ihrer Existenz bedroht, falls sie entsprechend ihres Berufsethos handeln und damit gegen das geplante Gesetz verstoßen würden. „Man nahm uns die Freiheit, unsere Meinung zu sagen. Man nahm uns die Freiheit, Rechtsvorschriften zu interpretieren. Man nahm uns die Würde, den guten Namen.“ Und der frühere Vorsitzende des Verfassungsgerichts, Prof. Andrzej Rzepliński, ging mit der Partei, die sich ausgerechnet „Recht und Gerechtigkeit“ nennt, scharf ins Gericht: „PiS setzte sich in den letzten vier Jahren an die Stelle der einstigen Kommunisten, demontierte die Institutionen des Rechtsstaates und schuf ein ersichtlich zur Korruption neigendes System.“

Mit dem „Marsch der 1000 Roben“ gab es am 11. Januar 2020 einen weiteren Protest, zu dem die Richterschaft aufgerufen hatte. Ein schier endloser Zug von rund 30.000 Teilnehmern zog schweigend durch Warschau, unter ihnen – aus Solidarität – zahlreiche Richter aus dem Ausland.

Das Schweigen der Kirche

Was in Zusammenhang mit den neuerlichen Gesetzen der Justizreform auffällt, ist das Schweigen der Kirche. Kein kritisches Wort des Vorsitzenden der Bischofskonferenz zu den Befugnissen der Disziplinarkammer, die eine existentielle Bedrohung von Richtern bedeuten, die unter Berufung auf geltendes EU-Recht von der Regierung erlassene Rechtsbestimmungen nicht anwenden wollen.

Man kann dieses Schweigen schwerlich als Ausdruck politischer Neutralität rechtfertigen. Abgesehen davon, dass Polens Bischöfe stets für sich in Anspruch genommen haben, zu wichtigen, die Gesellschaft betreffenden Fragen Stellung zu beziehen, gibt es bereits eine kirchliche Intervention bezüglich der die Rechtsstaatlichkeit aushebelnden Justizreform. Als im Juli 2017 die über eine absolute Mehrheit verfügenden PiS-Abgeordneten im Sejm Gesetze verabschiedeten, welche die Unabhängigkeit höchst richterlicher Instanzen wie Verfassungsgericht, Oberstes Gericht und Landesjustizrat faktisch außer Kraft setzten und im ganzen Land zahllose Menschen aus Protest auf die Straße gingen, da erhoben gleich mehrere ranghohe kirchliche Vertreter warnend ihre Stimme. Die Bischofskonferenz appellierte durch ihren Sprecher „an sämtliche politische Gruppierungen, eine Verständigung anzustreben, die das Wohl Polens und seiner Bürger zum Ziel hat.“ Der Primas Polens, Erzbischof Wojciech Polak, forderte „einen auf den Fundamenten des Rechtsstaates basierenden Dialog“ und mahnte zudem, „die weitreichenden Folgen einer jeden Reform nicht aus den Augen zu verlieren.“ Der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki, nahm persönlich Einfluss, indem er sich zur Lösung der Krise mit Staatspräsident Andrzej Duda traf. Rückendeckung erhielt Gądecki aus dem fernen Rom durch den „L'Osservatore Romano“, in dem zu lesen war, der Sejm habe „eine kontroverse Justizreform angenommen, die de facto die Autonomie des Justizwesens liquidiert.“ Die kirchliche Intervention zeigte Wirkung. Präsident Duda machte von seinem Veto-recht Gebrauch, und die Regierung entschärfte wenigstens teilweise das Gesetz zum Obersten Gericht. Wenige Stunden nach Erlass des Vetos erreichte den Staatspräsidenten ein Dankschreiben des Vorsit-

zenden der Bischofskonferenz mit dem Kernsatz: „eine authentische Demokratie ist nur in einem Rechtsstaat möglich.“ Warum also das jetzige Schweigen der Hierarchy, wo doch die neuerlichen Gesetze die Rechtsstaatlichkeit in Polen weiter zerstören? Die Vermutung liegt nahe, dass dafür eine durch den Film „Sag es nur keinem“ entstandene Situation ausschlaggebend ist. Die Fülle an kirchlichen Missbrauchsfällen, die damit ans Licht kamen, die von ihnen bestimmte öffentliche Diskussion sowie nicht zuletzt Entschädigungsforderungen der Opfer führten offenbar dazu, dass Polens Kirche um staatliches Wohlwollen, insbesondere um das des Justizministers und Generalstaatsanwalts Ziobro, bemüht ist. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Fall eines Ordenspriesters, der des sexuellen Missbrauchs schuldig gesprochen wurde. Per Gerichtsbeschluss wurde der Orden zur Zahlung von einer Million Zł. an das Opfer verpflichtet. Mit dem Argument, nicht die Ordensgemeinschaft, sondern allein der Täter habe das Opfer zu entschädigen, ging der Orden in die Berufung, verlor aber aufgrund von Mitschuld durch Vertuschen auch in der zweiten Instanz. Der Fall muss letztlich von der Zivilkammer des Obersten Gerichts entschieden werden. Doch auf einen Verhandlungstermin wartet man seit Monaten.

Für Polens Kirche steht viel auf dem Spiel. Müsste in diesem Musterprozess der Orden am Ende zahlen, dann kommen bei weiteren Prozessen enorme finanzielle Belastungen auf Polens Kirche zu, die es zu vermeiden gilt. Dies könnte der Grund für das kirchliche Schweigen sein. Als potentielle Nutznießerin der umstrittenen Justizreform würde Polens katholische Kirche damit allerdings an dieser verhängnisvollen Entwicklung mitschuldig.

Die „Gazeta Wyborcza“, die sich in einem Beitrag mit dem Schweigen der Kirche befasst hat, titelte: „Der Episkopat in Geiselschaft von Ziobro. Entschädigung für Missbrauchsfälle – ein Damoklesschwert über der Kirche.“

Im Konflikt mit der Europäischen Kommission

Bereits am 16. Dezember 2019 kündigte die EU-Kommission an, sich mit dem Gesetzes-

paket zu befassen. Zudem forderte die stellvertretende EU-Kommissarin Věra Jourová in einem Brief an Präsident Duda und Premier Morawiecki, von diesen Gesetzesbestimmungen Abschied zu nehmen. Sie stellte klar, dass sämtliche legislative Änderungen im Einklang mit den Erfordernissen der Rechtsordnung der Europäischen Union stehen müssen. Und sie warnte vor einer weiteren Verschlechterung der Rechtsstaatlichkeit in Polen. Man solle die Beratungen zu diesem Gesetz unterbrechen und die für die Einhaltung der Rechtsstaatlichkeit zuständige Venedig-Kommission konsultieren. Diese reiste denn auch nach Polen, allerdings auf Einladung von Senatsmarschall Prof. Grodzki und nicht der Regierung, die für sich keinen Grund sah, mit ihr ins Gespräch zu kommen und sie auf diese Weise ignorierte.

Wohl unter dem Eindruck des „Marsches der 1000 Roben“ beantragte die Europäische Kommission am 14. Januar beim Europäischen Gerichtshof eine einstweilige Verfügung, die Tätigkeit der die Existenz der Richter bedrohenden Disziplinarkammer auszusetzen.

Am 16. Januar 2020 befasste sich das Europaparlament mit dem polnischen Gerichtswesen. Die Abgeordneten kritisierten die Personalunion von Justizminister und Generalstaatsanwalt sowie die faktische Unterordnung der Gerichte unter die Exekutive. Diese Politisierung der Justiz schaffe in Polen eine bedrohliche Situation und bedeute eine direkte Gefährdung der Demokratie. Die Europäische Kommission und der Rat der Europäischen Union wurden aufgefordert, tätig zu werden, um zu verhindern, dass in Polen europäische Grundwerte verletzt werden. Man solle Vorschriften erarbeiten, die klarstellen, dass EU-Mittel an die Einhaltung der Rechtsstaatlichkeit gebunden sind. Die Resolution des Europaparlaments wurde mit 446 Stimmen, 178 Gegenstimmen und 41 Enthaltungen angenommen.

Angesichts des sich verschärfenden Konflikts reiste Verá Jourová in ihrer Eigenschaft als stellvertretende Vorsitzende der Europäischen Kommission am 28. Januar nach Polen. Sie sprach mit Politikern der Opposition, so mit Senatsmarschall Prof. Grodzki und der Vorsitzenden des Obersten Gerichts, Prof. Małgorzata Gersdorf, ehe sie sich am Abend mit Justizminister Ziobro

traf. Sie erläuterte ihm gegenüber, nach Ansicht der Europäischen Kommission ziele das Gesetzespaket auf die Kontrolle des Gerichtswesens durch die regierende Partei und verletze die Rechtsstaatlichkeit. Ziobro erklärte seinerseits, man mache nichts anderes als was in Deutschland und Frankreich die Norm sei. Damit wiederholte er eine Argumentation, die er gemeinsam mit Premier Morawiecki mit einem 100seitigen „Weißbuch“ bereits 2018 in Brüssel vorgebracht hatte und die von der Europäischen Kommission als unzutreffend zurückgewiesen worden war.

Zur Erläuterung: Auch in der Bundesrepublik werden wie in Polen Richter von Politikern ernannt, nicht aber von einer einzigen Partei. So werden Richter beim Verfassungsgericht mit einer Zweidrittel-Mehrheit vom Bundestag gewählt, was der Opposition den Einfluss auf die Wahl sichert. Und die auf diese Weise gewählten Richter fällen im Übrigen oft genug Urteile gegen die Interessen der Regierung und warnen vorab vor nicht verfassungsmäßigen Gesetzen. Und wenn auch Minister der Länder oder des Bundes auf die Wahl von Richtern Einfluss nehmen, die Möglichkeit, sie danach zu disziplinieren, haben sie nicht. Der Vergleich des polnischen Justizministers führt somit in die Irre.

Auf der Pressekonferenz gab Verá Jourová Auskunft über ihr Gespräch mit Justizminister Ziobro. Es habe eine Aufzählung der beiderseitigen Unterschiede zwischen der polnischen Regierung und der Europäischen Kommission gegeben, was im Grunde heißt, dass es bei dieser Begegnung zu keinem ernsthaften Dialog gekommen ist. Wörtlich sagte Frau Jourová: „Ich erklärte sehr entschieden, dass wir über die Einhaltung der Verträge wachen. Wenn die in Mitgliedstaaten angewandten Prinzipien nicht mit dem EU-Recht übereinstimmen, dann müssen wir zu einem Procedere gelangen, das diese Situation verbessert. Wir sind offen für einen Dialog, doch bezüglich der Werte und Prinzipien der Europäischen Union kann es keinen Kompromiss geben.“ Später erklärte Frau Jourová in einem Interview mit dem „Spiegel“, das Gespräch mit Ziobro habe keinerlei Fortschritte gebracht. Die Justizreform werde mit der „Breachstange“ durchgeführt und sei in Wahrheit ein Akt der Zerstörung. Die Reaktion von PiS folgte auf dem Fuße: Was Frau

Jourová von sich gegeben habe, sei lügenhaft und ein Angriff auf die Souveränität Polens.

Wer erwartet hatte, Präsident Duda würde angesichts der Proteste im Land, der Stellungnahme des Europaparlaments und der Intervention der Europäischen Kommission von seinem Vetorecht Gebrauch machen, wurde enttäuscht. Nach längerem Zögern unterschrieb er die Gesetze am 4. Februar und setzte sie damit in Kraft.

Im Schatten des Wahlkampfes

Am 10. Mai sind in Polen Präsidentschaftswahlen. Die Parteien haben ihre Kandidaten bestimmt. Wie zu erwarten, tritt Präsident Andrzej Duda zu seiner Wiederwahl an, und die regierenden Nationalkonservativen setzen alles daran, dass der alte Präsident auch der neue sein wird. Ohne seine Bereitschaft, sämtliche von der Regierung erlassenen Gesetze ohne Veto durchzuwinken, wie dies bei ihm der Fall ist, könnte PiS kaum ihre Politik des angeblich „guten Wandels“ fortführen.

In diesem Wahlkampf suggeriert die rechte Presse, Präsident Duda werde von allen Seiten attackiert. Man stellt ihn als Opfer angeblich böswilliger Angriffe dar und erklärt sich zu seinem Verteidiger: Wir lassen es nicht zu, dass unserem Staatsoberhaupt eine solche Verachtung entgegengebracht wird, dass man gegen ihn hetzt, ihn mit Hass überschüttet. So argumentieren diejenigen, die ansonsten der Opposition Verrat an Polen unterstellen, die Richterschaft als ein Relikt des Kommunismus bezeichnen, die Demonstranten, die zum Zeichen des Protests gegen PiS auf die Straße gehen, übel beschimpfen und die für das Kesselstreben gegen Senatsmarschall Prof. Grodzki verantwortlich sind. Ein typischer Fall von Verdrehen der Tatsachen. Was man selbst an Üblem unternimmt, das projiziert man auf andere.

Am 15. Februar hatte die regierende Kaczyński-Partei in die Warschauer Expo-Halle eingeladen, um Präsident Andrzej Duda als ihren Kandidaten für eine zweite Amtszeit zu präsentieren. Als erster sprach der Parteichef. Er pries den Kandidaten in den höchsten Tönen. Er sei der „Präsident unserer Träume“. Dass er sich nun für eine zweite Amtszeit zur Verfügung stelle, sei „eine gute Nachricht für Millionen von Polen, die sich ein gerechtes, starkes, in Eu-

ropa bedeutsames und unabhängiges Polen wünschen.“ Und – in Anspielung auf die Opposition - eine schlechte Nachricht für all jene, die dies nicht wollen.

Kaczyński versäumte es nicht, an seinen 2010 beim Flugzeugabsturz ums Leben gekommenen Zwillingbruder Lech, den damaligen Staatspräsidenten, zu erinnern. Was dieser für Polen bedeutet habe, verkörpere nun Duda als sein Nachfolger – ein patriotisch wirkungsvolles Argument, das Premier Morawiecki anschließend aufgriff, indem er Duda als dessen Testamentsvollstrecker bezeichnete.

Andrzej Duda dankte Kaczyński für seine Worte. Er lobte die Reformen, die er gemeinsam mit der Regierung durchgeführt habe und die fortgeführt werden müssten. Auch er bediente sich der schon diabolischen Verdrehung: Das Justizwesen brauche Reformen, damit Polen ein Rechtsstaat sei, mit klugen, unabhängigen Richtern, die selbständig zu denken vermögen.

Interessant ist, was weder Kaczyński noch Duda zur Sprache brachten: Die Inflation von 4,4%, die höchste seit acht Jahren; das sehr langsame Wirtschaftswachstum, das weit hinter den Erwartungen der Regierung zurückbleibt. Ankündigung neuer sozialer Wohltaten wie vor den letzten Parlamentswahlen gab es nicht. Man pries die bislang erreichten sozialen Errungenschaften, für deren Erhalt Duda gewählt werden müsse.

Diese Eröffnung des Wahlkampfes durch PiS wirft die Frage auf, an welches Elektorat sich ihre Wahlpropaganda richtet. Offenbar an Wähler, deren Angst man schürt, durch einen Sieg der Opposition könne für sie das Erreichte verloren gehen. Vor die Alternative gestellt, Stabilität durch die Wahl von Duda oder Unsicherheit und Veränderungen durch einen Oppositionskandidaten, hofft PiS, dass sich die Masse der Wähler für Stabilität entscheidet, und das selbst auf Kosten demokratischer Grundrechte, die in dem Bemühen, sie mit Hilfe eines von der Opposition gewählten Präsidenten wiederherzustellen, eine Staatskrise heraufbeschwören würde, wie dies PiS in ihrer Wahlpropaganda suggeriert.

Die Art und Weise dieser Wahlkampföffnung durch PiS lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, was Polen erwartet, sollte Duda die Präsidentschaftswahl gewinnen – ein autoritäres, wenn nicht diktatorisches

System. Die Prognosen sehen ihn gegenüber seinen Mitkandidaten deutlich in Führung. Doch es ist unwahrscheinlich, dass er bereits am 10. Mai im ersten Wahlgang gewählt wird. Die Stichwahl bietet somit die Chance, ihm den Sieg letztlich streitig zu machen. Doch dazu müssten die ausgeschiedenen Kandidaten ihre Anhänger dazu aufrufen, für den Gegenkandidaten von Duda zu stimmen, gleich welche politische Formation er vertritt.

Theo Mechtenberg

Die ungewöhnliche Amtsniederlegung eines Neupriesters

Bereits höchst ungewöhnlich ist es, dass ein Priester einige Monate nach seiner Weihe sein Amt aufgibt. Normalerweise geschieht dies erst nach Jahren. Doch ungewöhnlich sind auch die Umstände, unter denen ein polnischer Neupriester aus dem Amt schied. Sein Name: Tymoteusz Szydło, Sohn der ehemaligen Ministerpräsidentin und jetzigen Europaabgeordneten Beata Szydło. Als Grund für sein Ausscheiden aus dem Priestertum gab er zu seinem Bedauern an, es sei ihm nicht gelungen, „die Glaubens- und Berufungskrise zu bewältigen.“ Der Fall erregte aufgrund seiner prominenten Mutter öffentliches Aufsehen. Die Gerüchte schossen ins Kraut: Eine Frau sei im Spiel; er sei Vater eines Kindes. Die üblichen Mutmaßungen. All dies ließ der Neupriester durch seinen Anwalt dementieren. Und er gab zumindest einen Grund, wohl den wichtigsten, für seine Entscheidung preis – die politische Ausnutzung seines Priestertums durch die Kaczyński-Partei, die er leider geduldet habe: „Mir ist bewusst, dass der Bekanntheitsgrad, den ich niemals gewollt habe, mit den Funktionen verbunden ist, die meine Mutter erfüllt. Heute ist mir klar, dass ich eine Reihe von Fehlern begangen habe, und zwar aufgrund von Kontakten mit den Medien. Dies vor allem nach den

Weihen, als ich mich nicht gegen Versuche wehrte, mich mit einer bestimmten politischen Option in Zusammenhang zu bringen. Das war niemals mein Ziel und niemals meine Absicht, aber es mangelte mir an Willenskraft, gegen mich betreffende Veröffentlichungen zu protestieren. Schlimmer noch: Ich ließ mich in Vorgänge verwickeln, die fälschlicherweise als politische Unterstützung verstanden werden konnten.“ Konkret gemeint sind publikumswirksame Messfeiern mit ranghohen PiS-Politikern sowie die Instrumentalisierung des durch seine Mutter populären Jungpriesters im Wahlkampf seiner Mutter. Dieser Fall des Neupriesters Szydło weckte zudem das Interesse an der grundsätzlichen Frage, inwieweit auch Polen von der allgemeinen Priesterkrise erfasst ist. Der Befund ist ernüchternd. Die letzten offiziellen Daten von Amtsniederlegungen stammen aus dem Jahr 2016. Sie weisen die Rekordzahl von 86 Amtsniederlegungen auf, 31 mehr als 2015. Der Vergleich zu den Vorjahren zeigt eine ständig steigende Tendenz.

Was die Zahl der Priesterberufe betrifft, so ist diese zwar immer noch die weitaus höchste in Europa, allerdings deutlich abnehmend. Gab es 2010 noch 675 Seminareintritte, so waren es 2019 nur noch 324. Innerhalb von zwei Dekaden beträgt der Rückgang 60%. Die Priesterkrise hat damit auch Polen erreicht.

Theo Mechtenberg

Johannes Paul II. – doctor ecclesiae?

Am 18. Mai 2020 wäre Johannes Paul II. 100 Jahre alt geworden. Der Vorsitzende der polnischen Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki, nahm dieses Datum zum Anlass, um im Oktober 2019 Papst Franziskus zu bitten, ihn feierlich zum *doctor ecclesiae* sowie zum Patron Europas zu erklären. Dem schlossen sich am

25. Januar eine Reihe polnischer Theologen mit dem Vorschlag an, sich in den kommenden zwei Jahren wissenschaftlich und pastoral mit den Lehren des polnischen Papstes zu befassen. Anfang Februar wandte sich der Vorsitzende der Bischofskonferenz zur Unterstützung seiner Initiative an den Weltepiskopat. Zur Begründung schrieb er: „Wojtyłas schwierige Balance zwischen Tradition und Moderne führte zu einem großen Schub an Heiligkeit in der Kirche und förderte dadurch universal auch eine breit verstandene Kultur, Politik und Wissenschaft.“

Die Kirche zählt ungefähr 40 Kirchenlehrer, denen neben ihrer Heiligkeit eine außergewöhnliche theologische Bedeutung beigemessen wird. Doch diesen Titel erhielten sie erst lange nach ihrem Ableben. Soll Johannes Paul II., wie bereits bei seiner Selig- und Heiligsprechung, diese Ehre nach so kurzer Zeit zuteil werden, was eine Abweichung von der bislang geltenden Regel bedeuten würde?

Der Vorsitzende der Bischofskonferenz erhofft sich offenbar in diesem Gedenkjahr von einer Erklärung Johannes Pauls II. zum Kirchenlehrer einen religiösen Impuls für sein Land. Den hat Polens Kirche angesichts der nicht abreißen lassen Aufdeckung klerikaler Missbrauchsfälle (unlängst wurde mit einem der Krakauer Weihbischöfe erstmals ein amtierender Mitraträger beschuldigt) auch bitter nötig. Aber reichen die Kriterien, um den polnischen Papst und mit ihm die polnische Kirche auf diese Weise zu ehren?

Und reichen die Kriterien für eine solche Auszeichnung? Die Voraussetzung der Heiligsprechung ist erfüllt, wenngleich sich die Stimmen mehren, die unter Hinweis auf die unter seinem Pontifikat vertuschten sexuellen Missbrauchsfälle ranghoher Kirchenvertreter Skepsis äußern. Andererseits sind seine Verdienste zur Überwindung kommunistischer Herrschaft und zu der damit ermöglichten Einheit Europas unbestritten. Auch gab es, zumal, in Polen, einen mit seiner Person verbundenen religiösen Aufschwung, der sich allerdings nicht als nachhaltig erwiesen hat. Doch sind diese Verdienste überhaupt für die Ernennung zum Kirchenvater von Gewicht? Das ausschlaggebende Kriterium ist schließlich die außergewöhnliche theologische Bedeutung. Und hier sind Zweifel erlaubt. Schließlich

hat der polnische Papst die innerkirchliche theologische Diskussion mehr unterdrückt als befruchtet. Die Liste der Theologen, denen in seiner Amtszeit die Lehrbefugnis entzogen wurde, ist lang. Und das Verbot, Argumente für eine Weihe von Frauen theologisch zu prüfen, stieß nicht nur unter kirchlich engagierten Frauen auf Unverständnis und Ablehnung. Eine Empfehlung zur Ernennung zum *doctor ecclesiae* ist dies alles nicht.

Zudem fragt man sich heute, ob Wojtyłas theologische Aussagen, zumal zu Ehe und Familie wie zur Sexualität überhaupt, noch richtungsweisend sein können. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Neuausrichtung des römischen, nach seinem Namen benannten Instituts zum Studium von Ehe und Familie. Angesichts einer veränderten Welt müht man sich dort nunmehr um mehr Offenheit, Dialog und neue Modelle. Dies erscheint als deutliche Abwendung von der mit dem Alter zunehmend autoritären Lehrverkündigung des polnischen Papstes und seiner Beschwörung einer durch Relativismus bewirkten „Zivilisation des Todes“.

Wird die Deutsche Bischofskonferenz die Initiative von Erzbischof Gądecki befürworten? Allein die Themen, die im Verlauf des synodalen Weges behandelt werden, machen dies eher unwahrscheinlich.

Werner Müller

Katholizismus in Vietnam. Ein Erlebnisbericht über zwei Messbesuche in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt (Saigon)

Bei einer Studienreise nach Vietnam und Kambodscha im Februar 2020 hatte ein imprimatur-Redakteur die Gelegenheit, in den beiden größten Städten Vietnams, in dem die Katholiken etwa 7 Prozent der Bevölkerung ausmachen, in den jeweiligen

Hauptkirchen eine heilige Messe zu besuchen. Als theologisch und kanonistisch einigermaßen Informierter wusste er natürlich – zumal er kurz vor der Abreise noch den Beitrag von Norbert Lüdecke in dieser Ausgabe von imprimatur gelesen und redigiert hatte (siehe S. 19) – dass das Sonntagsgebot unabhängig vom Aufenthaltsort gilt, auch 11 Flugstunden von der Heimatpfarrei entfernt, nachzulesen im Katechismus der Katholischen Kirche (KKK) Nr. 2180: „Dem Gebot zur Teilnahme an der Messfeier genügt, wer an einer Messe teilnimmt, wo immer [!] sie in katholischem Ritus am Feiertag selbst oder am Vorabend gefeiert wird (CIC, can. 1248 § 1)“. Mit aller wünschenswerten Klarheit hält der sog. Weltkatechismus auch die Ausnahmen vom Kirchengebot fest, nämlich nur situative, keine örtlichen: Die Gläubigen sind verpflichtet, an der Eucharistiefeier teilzunehmen, „sofern sie nicht durch einen gewichtigen Grund (z.B. wegen Krankheit, Betreuung von Säuglingen) entschuldigt oder durch ihren Pfarrer dispensiert sind.“ Wir waren trotz des im nur 1000 km entfernten Wuhan ausgebrochenen Coronavirus weder krank noch hatten wir vietnamesische Säuglinge zu betreuen, die Dispens von unserem Pfarrer einzuholen hatten wir im Trubel der Reisevorbereitung glatt vergessen! Wir hatten also keinen Grund, die Gelegenheiten zum zweimaligen Sonntags(vorabend)messbesuch, die der Reiseplan uns zugespielt hatte, zu versäumen und so schwere Sünden zu begehen (vgl. dazu nochmals KKK Nr. 2181, letzter Satz: „Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde“.)

Das Kirchengebot ging in diesem Fall aber glücklicherweise konform mit unseren persönlichen Wünschen: In die zahlreichen besuchten und noch zu besuchenden Heiligtümer, Pagoden, Tempel, Königs- und Kaiserpaläste mit Altären für die Ahnen, hinduistische und/oder Mahayana-buddhistische Gottheiten, die im offiziellen Reiseprogramm vorgesehen waren, wollten wir privat etwas Abwechslung und Ergänzungen bringen, sozusagen in religionsvergleichender Intention, indem wir uns auch katholische Gotteshäuser von innen anschauen. Die St-Josephs-Kathedrale in Hanoi stand zwar auch auf dem Besuchsprogramm, konnte aber nur von außen besichtigt werden. Als wir auf unserem Rundgang durch

die Altstadt von Hanoi am Sonntagvormittag dort vorbeikamen, konnten wir den laut Dumont-Führer „düster wirkenden neogotischen Bau der *Nhà Thờ Chính Tòa Thánh Gui Se*, der sich wie ein Gruß des alten Europa“ am Ende eines großen Vorplatzes erhebt, nicht betreten, da im Stundenrhythmus Messen stattfanden, während derer keine Innenbesichtigung möglich war. Aus einem Aushang in französischer Sprache ging aber hervor, dass am Abend eine Jugendmesse stattfinden sollte. Für uns eine willkommene Gelegenheit, nicht nur unsere Sonntagspflicht zu erfüllen, sondern auch eine Leerstelle des offiziellen Kulturprogramms privat zu füllen.

Mit der Kathedrale Notre Dame in Saigon verhielt es sich ähnlich. Sie stand in der Nähe des Hotel de Ville, dem ehemaligen, dem Pariser Rathaus nachempfundenen Prachtbau, in dem heute das mächtige Volkskomitee von Ho-Chi-Minh-Stadt untergebracht ist, und dem nicht viel weniger prächtigen Hotel des Postes – was die Bedeutung von Post und Telegraphie in der französischen Kolonialzeit unterstreicht – als Hauptbesichtigungspunkt auf dem Stadtrundgang, war aber ebenfalls nur von außen zu besichtigen, da der viel weniger prachtvolle 1890 eingeweihte neoromanische Backsteinbau zur Zeit renoviert wird. Er ist deshalb für Touristen nicht zugänglich, wohl aber für Gläubige, die die in englischer Sprache angeschriebenen Gottesdienste besuchen wollen. Auch hier hat uns unser katholisches Pflichtgefühl eine sonst verborgene Facette der 8-Millionen-Metropole Saigon eröffnet.

Nachdem wir uns beim freundlichen Wächter am Durchgang des Bauzauns versichert hatten, dass man auch als (katholischer) Tourist die Sonntagsvorabendmesse zur angegebenen Zeit besuchen konnte, und wir uns die Wartezeit mit Souvenir-Shopping, Ansichtskarten schreiben und Essen und vor allem Trinken vertrieben hatten, traten wir unseren Kirchgang an. Just in diesem Moment kam aus dem nahe gelegenen kirchlichen Zentrum – das seine französischen Inschriften als solches auswies – ein ganz in Weiß gekleideter älterer Kleriker; es war nicht der Papst! Er wurde beim Gang zur Kathedrale von verschiedenen Leuten angesprochen, unterhielt sich im Gehen mit ihnen und wurde über die Straße begleitet – eine Straßenüberquerung ist,

außer an den wenigen Ampeln, ein fast lebensgefährliches Unterfangen; am Vortag hatten wir darauf verzichtet, die Hafestraße, den einstigen *Quai de Belgique*, zu überqueren, weil uns unser Leben wichtiger war als ein direkter Zugang zum Saigon-Fluss. Nun lächelte der Kleriker in Weiß auch uns freundlich zu, wahrscheinlich konnte er an unseren Gesichtern unsere fromme Absicht ablesen! Bei der Annäherung an den Durchlass zur Kathedrale schob der Wächter, der gerade noch mit dem Abwimmeln einer Touristengruppe beschäftigt war, ohne eigens aufgefordert worden zu sein, das Absperrgitter beiseite, so dass der Mann in Weiß und seine Begleiter, ohne ihre Schritte zu verlangsamen, hindurch gehen konnten. Auch uns, die er offensichtlich wiedererkannte, ließ der Wärter ohne Weiteres passieren, allerdings durch den Durchgang für „normale“ Gläubige. Die Zweiteilung in Kleriker und Laien zeigte sich subtil und unaggressiv, aber deutlich schon vor der Kathedrale.

In dieser selbst empfing uns dank vieler aktiver Ventilatoren eine angenehme Kühle. Angesichts einer mittleren maximalen Temperatur von 33 Grad, die an diesem späten Samstagnachmittag sicher noch überschritten wurde, ein menschenfreundlicher Aspekt von Kirche! Bereits vor Beginn des Gottesdienstes wurde gesungen, eine Frauenschola sang schön vor, wurde aber durch Lautsprecher bis zur Schmerzgrenze verstärkt. Die Texte wurden auf mehreren großen Displays zu beiden Seiten des Hauptschiffs eingeblendet, was uns allerdings auch kein Mitsingen erlaubte, der Gesang der Gemeinde war, was Lautstärke und Melodik betraf, für unsere Ohren durchaus akzeptabel.

Das Hauptschiff war zu Beginn der Messe gut zur Hälfte besetzt, wobei nicht wenige Gottesdienstteilnehmer, wie schon zuvor, ihre individuellen – wie soll man es nennen? – „religiösen Übungen“ an verschiedenen Seitenaltären abhielten. Es handelte sich wohl um katholische Varianten der Ahnenverehrung, die in ganz Südostasien eine lange Tradition hat und die wir in buddhistisch-daoistischen Tempeln noch viel exzessiver beobachten konnten. Im November letzten Jahres haben die vietnamesischen Bischöfe eine Richtlinie erlassen, in der sie die Ahnenverehrung zulassen, um der Inkulturation des Glaubens

willen. Laut der Richtlinie dürfen katholische Familien Altäre für ihre Vorfahren mit Kerzen, Weihrauch, Früchten und Bildern der Verstorbenen haben, solange diese unterhalb der Altäre für Gott angebracht seien. Verboten sind Katholiken jedoch weiterhin Bräuche, wie wir sie öfter in Tempeln beobachten konnten: dass man sich in einer Art Lotterie günstige Termine für Hochzeiten, Geschäftsabschlüsse, Hausbau oder Reisen vorhersagen lässt. Auch dürfen Katholiken keine Altäre für „Götter des Wohlstands“ errichten und zu ihnen beten oder ihnen opfern. Von außen betrachtet, waren es christliche Heiligen, zu denen an den Seitenaltären gebetet wurde. Aber wer kann schon in die Köpfe der Beter schauen?

So gab es ständig leichte Bewegung zwischen dem Hauptgottesdienst im Chor und Hauptschiff und privaten „Nebengottesdiensten“ an den Seitenaltären. Man fühlte sich irgendwie an die vorkonziliare Messe erinnert, wo am Altar der Priester die Messe auf Latein las, ohne sich von den Rosenkranz betenden Frauen im hinteren Teil der Kirche stören zu lassen – und umgekehrt.

Eine „volle, bewusste und tätige Teilnahme“ (*actuosa participatio*) an der Liturgie, wie sie sich die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums wünscht (SC 14), ist natürlich schwer, wenn man außer *Gesù, Maria, Pontio Pilato* und *Amen* nichts versteht. Besonders die Predigt ist eine Herausforderung, die in diesem Fall eine gute Viertelstunde dauerte, gefühlt eine ganze Ewigkeit. So gab es immerhin die Möglichkeit, zum Beispiel über das Alter der Gottesdienstteilnehmer zu sinnieren. Es lag im Durchschnitt sicher wesentlich niedriger als zuhause, allein schon aufgrund der demographischen Struktur der vietnamesischen schnell wachsenden Gesellschaft: Das Durchschnittsalter der Bevölkerung von etwa 95 Millionen beträgt 29 Jahre, im Vergleich zu Deutschland mit einem Durchschnitt von 44 Jahren ist Vietnam ein sehr junges Land. Das ist auch im katholischen Segment bei einem Sonntagabendgottesdienst deutlich wahrnehmbar. Dies war besonders zu spüren beim Jugendgottesdienst, den wir am Sonntag zuvor in Hanoi besuchten. Die St.-Josephs-Kathedrale, die wir von unserem Hotel aus

in einem halbstündigen Fußmarsch erreichten, liegt mitten in einem Trendviertel mit vielen Cafés und Bars, mehr oder weniger avantgardistischen Kunstgalerien und schicken Boutiquen, die am frühen Samstagabend meist noch geöffnet waren. Als wir uns leicht verspätet der Kathedrale näherten, hörten wir schon aus einiger Entfernung Musik und Gesänge, die per Lautsprecher nach draußen übertragen wurden. Der Vorplatz war vollgestellt von unzähligen Mopeds, ebenso die angrenzenden Straßen. Die Fassade war in grellen wechselnden Farben angestrahlt. Es herrschte Disco-Atmosphäre. Nachdem wir uns einen Weg durch die abgestellten Mopeds und über die von Grüppchen von jungen Leuten bevölkerte Eingangstreppe ins Innere der Kirche gebahnt hatten, fanden wir diese so voll besetzt vor, wie wir es zuletzt bei Kirchentagen erlebt hatten. Alle Bänke waren bis auf den letzten Platz besetzt, viele standen hinten am Eingang und in den Seitenschiffen. Es gab Stapel von Plastikhockern, von denen wir uns nach dem Fußmarsch gern bedienten. Wir fanden uns zwischen jungen Leuten wieder, die uns wohl wegen unseres aus dem Rahmen fallenden Alters – und weil wir ebenfalls wie „ein Gruß aus dem alten Europa“ wirkten? – etwas neugierig, aber freundlich musterten.

Der Gottesdienst wurde musikalisch hauptsächlich von jungen Frauen gestaltet, die auch die Lesungen und Fürbitten vortrugen. Unserem Eindruck nach handelte es sich vor allem um „neue geistliche Lieder (NGL)“, allerdings in vietnamesischen Varianten, die starke Anklänge an Taizé aufwiesen. Bei der Predigt mussten wir wieder ‚passen‘. Sie dauerte exakt 8 Minuten und gab so Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie es sein kann, dass ein solcher, in ein ganzes Viertel ausstrahlender Gottesdienst in einem kommunistisch beherrschten Land überhaupt stattfinden kann.

Die unmittelbaren Eindrücke bieten keine Antwort. Aber aus der Reiseliteratur und dem Internet lässt sich entnehmen, dass die Verfassung der Sozialistischen Republik Vietnam Glaubens- und Religionsfreiheit vorsieht. Vonseiten der kommunistischen Einheitspartei KPV, die das Machtmonopol hat, gibt es jedoch ein prinzipielles Misstrauen gegen Religionen. Besonders der Katholizismus gilt als „reaktionär“, was aufgrund der Geschichte nicht völlig unerklär-

lich ist. Der katholische Glaube kam im 16. Jh. durch Missionare ins Land und wurde unter dem Druck der französischen Kolonialherrschaft verbreitet. Wenn man das autoritäre, brutale und bei der eigenen Bevölkerung äußerst unpopuläre Regime des fanatischen Katholikenführers Ngo Diem in Südvietnam, ab 1954 bis zum Putsch gegen ihn und seiner Ermordung 1963, hinzunimmt, kann man fortdauernde Ressentiments gegen den Katholizismus zumindest teilweise verstehen. Andererseits scheint die Bevölkerung heute der religionsfeindlichen Position der KPV nicht unbedingt zu folgen – auch Katholiken seien „gute Menschen“, sagte ein offizieller einheimischer Guide. Zudem bemüht sich die vietnamesische Regierung um ein besseres Verhältnis zum Vatikan, der seit dem Ende des Vietnamkriegs 1975 nicht mehr offiziell vertreten ist. 2007 besuchte der damalige Premierminister Dung Papst Benedikt XVI., was Hoffnungen auf eine weitere Öffnung und größere Religionsfreiheit geweckt hat.

Mit solchen Gedanken im Kopf kam einem der übervolle, in froher Stimmung gefeierte Gottesdienst umso erstaunlicher vor. Die positive Gesamtatmosphäre hinderte einige Jugendliche rechts und links von uns nicht, zwischendurch immer wieder mal auf ihrem Smartphone herumzuspielen – und im nächsten Moment dann wieder konzentriert mitzubeten und zu -singen. Insgesamt erschien uns dieser Jugendgottesdienst, wie auch der eher traditionelle in Notre-Dame in Saigon, im Vergleich zu den Tempeln und Pagoden, die wir auf dieser Studienreise in großer Zahl besichtigen konnten, weniger exotisch, was das Ambiente und die religiösen Praktiker betrifft, ja geradezu als „rationale“ Veranstaltung. Das stimmt zusammen mit den Kirchenbauten, die man bei der Fahrt durch Vietnam immer wieder sehen kann: Sie heben sich ab durch ihre schlichte, oft brutalistische Betonarchitektur – soweit man das im Vorbeifahren beurteilen kann – durch ihre einfachen, aber deutlich sichtbaren Kreuze auf der Spitze, von der typischen Pagoden-Architektur. Diese bietet mehr Exotik, durchaus im positiven Sinn. Aber darauf kommt es – außer für Touristen – letztlich wohl nicht an.

Stellungnahme des Freckenhorster Kreises zum Dokument: „Geliebtes Amazonien“ von Papst Franziskus

1. Auch im poetischen Charakter seines Schreibens und im Bildausdruck eines Traumes ist Franziskus, der Bischof von Rom, ökologisch messerscharf in seiner Aus- und Bewertung und glasklar, was die soziale Dimension der Gerechtigkeitsfrage auf unserem Planeten, aufgezeigt auf dem Hintergrund Amazoniens, angeht.

Dieser Aspekt des nun veröffentlichten Impulsschreibens im Anschluss an die Amazonassynode darf besonders uns in der ersten Welt nachdenklich und handelnd machen. Das wird auch die eurozentrische römisch-katholische Kirche verändern – im ernst nehmen des Leids und der Leidenden einer Kirche und Gesellschaft, die nicht die kulturelle Vielfalt und Identität der Menschheitsfamilie wahr und ernst nimmt.

Die Kirche tut mit diesem Lehrschreiben ihren Mund auf für die ökologisch bedrängten und wirtschaftlich ausgebeuteten indigenen Menschen und Völker. Franziskus hat ihnen seine Stimme gegeben und seinen „Gegentraum“ zu Vernichtung von Schöpfung und Ausbeutung der Menschen mit ihren Menschenrechten laut und entschieden werden lassen.

2. Leider hat Franziskus der Frei-Mut in Blick auf die kirchliche Situation verlasen.

Wäre das nicht ein Traum Jesu: Menschen, die überall in den vielen Gemeinden und Gemeinschaften der weiten Welt, besonders auch Amazoniens, das Brot und den Wein eucharistisch teilen – auch eben gerade mit verheirateten Gemeindeleitungen?

Wäre das nicht Jesu Traum – gegenwärtig, präsent, an der Seite der Ärmsten zu werden; ihnen Kraft und Wegspeise zu sein?

Wäre das nicht ein Traum Jesu: Menschen – ob Frauen oder Männer –, die in seinem Geist diakonisch der Gerechtig-

keit den Boden bereiten und der Menschlichkeit ein Gesicht geben? Dieser Traum Jesu wird jetzt schon von vielen Frauen besonders in Amazonien gelebt.

An diesen Punkten träumt Franziskus nicht mehr in Bildern der Zukunft, sondern in denen einer Vergangenheit, deren katastrophale Folgen in verschiedener Weise die Situation der Kirche sehr problematisch haben werden lassen und noch weiter verschärfen. Die Möglichkeiten von Evangelium und Heiligem Geist werden allzu menschenlind den Menschen vorenthalten. Schade, dass Franziskus da mehr der Asche von Tradition und Gewohnheit vertraut hat – als von der Kraft des Evangeliums zu träumen und dem Heiligen Geist etwas zuzutrauen. Der Preis wird hoch sein – weltweit. Das ist enttäuschend und bedauerlich. Wir hoffen, dass die synodale Weggemeinschaft in Deutschland aus dem Mut des Evangeliums schöpft und dem Geist vertraut, der die Getauften mit einem Feuer in Berührung bringt, das „Licht der Welt“ ist.

Der Sprecherkreis des FK

Astrid Brückner Ludger Ernsting Ludger Funke

Missbrauch von Nonnen oder Das Schweigen der Männer

Nicht nur Minderjährige werden von Priestern und Bischöfen sexuell missbraucht – auch Ordensfrauen. Wieder sind die Verbrechen der Kirche seit Jahrzehnten bekannt, und wieder hat sie geschwiegen. Stimmen zu einem Skandal, der erst langsam ans Licht kommt.

Es geht um eines der bestgehüteten Geheimnisse des Vatikan: den Missbrauch von Ordensfrauen. Auf dem Rückflug von Abu Dhabi im Februar räumte Papst Franziskus ein, dass sich Geistliche an Schwestern vergingen. Sein Eingeständnis war ein Tabubruch – ähnlich wie 2010, als der Jesuit und Leiter des Berliner Canisius Kollegs, Klaus

Mertes, den Missbrauch von Minderjährigen in der Kirche öffentlich machte. Auch der neue Skandal, um den es hier geht, ist in Rom lange bekannt: Schon in den 1990er-Jahren machten die Benediktinerin Esther Fangman, Marie McDonald von den Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern) und Schwester Maura O'Donohue von den Medical Missionaries of Mary darauf aufmerksam, was sich hinter Kloster- und Kirchenmauern abspielte. Die Ärztin hatte während ihrer Arbeit in afrikanischen Ländern immer wieder erlebt, dass Ordensfrauen von Priestern missbraucht worden waren.

Wie unlängst der Arte-Film „Gottes missbrauchte Dienerinnen“ dokumentierte, veranlasste das Ausmaß und die Schwere der Verbrechen sie, Fakten zu sammeln und dem Vatikan 1995 eine umfangreiche Studie vorzulegen. Auch die beiden anderen Ordensfrauen informierten den damaligen Vorsitzenden der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens, Eduardo Martínez Somalo, ausführlich über das Problem. Ihre Berichte schildern keineswegs nur die Taten Einzelner, vielmehr beschreiben sie einen „weitverbreiteten Missbrauch“ von Ordensschwestern durch Priester.

In manchen Ländern steht der Zölibat zwar für Ehelosigkeit, nicht aber für Kinderlosigkeit oder Enthaltensamkeit.

Da ist die Rede von Seelsorgern, die fürchten, sich bei anderen Frauen mit dem HIV-Virus zu infizieren, und Ordensfrauen als sichere Alternative betrachten. Von Priestern, die sexuelle Gefälligkeiten als Gegenleistung für Empfehlungsschreiben erzwingen, die die Orden dringend benötigen. Von einer Gemeinschaft in Malawi, in der 29 Schwestern von Diözesanpriestern schwanger geworden seien. Auf die Beschwerde der Oberin reagierte der Ortsbischof prompt – mit deren Absetzung. Die Täter indes hatten nicht viel zu befürchten: In den meisten Fällen wurden sie lediglich ermahnt oder versetzt, während die schwangeren Ordensfrauen abtreiben oder ihre Gemeinschaften verlassen mussten und als mittellose Mütter oft in existenzielle Notlagen gerieten. Die Berichte benennen Vorfälle in 23 Ländern – nicht nur in Afrika, sondern unter anderem auch in den USA, Brasilien, Indien, Irland und Italien.

Erst als 2001 der US-amerikanische National Catholic Reporter und die New York Times das Thema publik machten, reagierte der Vatikan. Über seinen damaligen Pressesprecher Joaquín Navarro-Valls ließ er erklären, das Problem beschränkte sich auf einen kleinen geographischen Raum. Man arbeite an der Aufklärung der Vorfälle und wolle die Ausbildung vor Ort verbessern. Doch Missbrauch beschränkt sich nicht auf sexuelle Handlungen. Er beginnt viel früher: Da, wo die Würde und das Selbstbestimmungsrecht des anderen ignoriert werden, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Wo der andere nicht als ebenbürtiger Mensch betrachtet wird, sondern als Objekt. Auch das ist für Ordensfrauen nichts Unbekanntes. Viele gut ausgebildete Schwestern verrichten bei Priestern, Bischöfen und Kardinälen niedere Dienste. Sie kochen, putzen, waschen, bügeln – häufig ohne geregelte Arbeitszeit und ohne Bezahlung. Wer glaubt, solche Verhältnisse fänden sich nur in Afrika, Asien oder Lateinamerika, der irrt. Auch in Italien sind sie gang und gäbe. „Ich habe Schwestern kennengelernt, die in Theologie promoviert waren und von heute auf morgen ausgesandt wurden, um zu kochen oder Geschirr zu spülen“, berichtet eine Ordensfrau im Osservatore Romano. „Manche Ordensfrauen werden als Ehrenamtliche betrachtet, über die man nach Belieben verfügen kann“, sagt eine andere. Dahinter stehe häufig ein falsches Verständnis von dienen. „Das Heil der Seelen muss in der Kirche immer oberstes Gesetz sein“, heißt es im kirchlichen Gesetzbuch. Wie passt dazu, dass Bischöfe und Kardinäle sexuellen Missbrauch jahrelang vertuscht und verschwiegen, dass sie die Täter und nicht die Opfer geschützt haben? Zwar gibt es in unserem Rechtssystem keine Pflicht, Straftaten anzuzeigen. Doch sexuelle Nötigung und Vergewaltigung sind keine Bagatelldelikte. Es sind Verbrechen, die in Deutschland mit einem Freiheitsentzug von sechs Monaten bis zu zehn Jahren bestraft werden. Wie konnte die Kirche solche Vergehen decken?

Es scheint, die Sorge um das Ansehen der Institution gilt vielen Amtsträgern immer noch mehr als das Wohl des Einzelnen. Doch wenn Kirche sich von diesem Denken nicht löst, genügt sie ihren eigenen Ansprüchen nicht und verrät die Nächstenlie-

be. Der Missbrauch von Ordensschwestern und der Umgang damit wirft nicht zuletzt ein Licht auf Macht, Abhängigkeiten und die Rolle der Frau in der Kirche. „Die Zeit ist reif für Veränderung“, sagt Schwester Ruth Schönenberger, Priorin der Missions-Benediktinerinnen von Tutzing gegenüber kontinente. „Was jetzt ans Licht kam, sprengt mein Vorstellungsvermögen völlig. Da helfen nicht nur kleine Veränderungen, wir müssen die Probleme an der Wurzel packen. Am wichtigsten erscheint mir, dass wir das Gottes- und Menschen(Frauen)-Bild von allem reinigen, was nicht dem von Jesus Christus entspricht. Es gilt, die Haltung des Dienens wirklich zu leben.“

Betarix Gramlich

Schreckliche Verbrechen

Generaloberinnen wollen Tabu brechen

Die Generaloberinnen der Orden sind sich sehr wohl bewusst, dass Missbrauch auf vielfältige Art und Weise stattfindet. Wir sind empört und machen uns große Sorgen über die Missbrauchsstrukturen, die heute in Kirche und Gesellschaft verbreitet sind. Wir sind gegen jede Form von Missbrauch, ob sexueller, verbaler, körperlicher, emotionaler oder geistiger Art. Dies haben wir in einer gemeinsamen Erklärung mit den Generaloberen bekräftigt.

Sexueller Missbrauch ist ein schreckliches Verbrechen, das das Leben eines Menschen ruiniert. Wenn dies durch einen Priester oder Geistlichen geschieht, hat es noch viel größere Auswirkungen auf die Psyche, weil das Opfer ein quasi unerschütterliches Vertrauen in diese Person hatte, die er oder sie als eine Vertretung Gottes gesehen hat. Die Verletzung ist umso größer.

Wir haben 2018 unsere 1900 Orden weltweit ermutigt, uns Fälle von Missbrauch zu melden, einschließlich des Missbrauchs von Schwestern. Bislang haben wir wenige Antworten erhalten. Wir wissen nicht genau, warum. Wahrscheinlich ist es in vielen Kulturen immer noch ein großes Tabu, über sexuellen Missbrauch zu sprechen, vor allem, wenn es sich um Missbrauch handelt, der von besonders geachteten Personen verübt wurde. Ich selbst weiß aber von vielen Fällen der Belästigung von Ordensfrauen durch den Klerus. Oft nutzen Priester, Seminaristen oder Brüder dabei ihre Macht

und eine gewisse Naivität, oft auch die finanzielle Abhängigkeit ihrer Opfer aus, um sie zu ködern.

Um Missbrauch zu vermeiden, müssen wir unsere Ausbildungsprogramme überprüfen und sicherstellen, dass Männer und Frauen eine gute Ausbildung erhalten. Angesichts einer klerikal-hierarchischen Struktur müssen wir dafür sorgen, dass Frauen gleichberechtigt an den Entscheidungen in

den Gemeinden und Gemeinschaften teilnehmen. Wir leben in dieser Hoffnung. Schwester Carmen Sammut, Vorsitzende der internationalen Vereinigung der Generaloberinnen (UISG) sowie Generaloberin der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, Weiße Schwestern

Kardinal Reinhard Marx (66) hat am 11.02.20 in einem Brief an seine Bischofskollegen erklärt, dass er nicht neuerlich für das Amt des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz kandidieren wird; begründet wird dieser Schritt mit Verweis auf sein Alter und dem Wunsch, mehr Zeit für sein Wirken im Bistum München zu haben. Die nächste Vollversammlung der Bischofskonferenz in einigen Wochen wird einen neuen Vorsitzenden wählen müssen. Marx hat hierfür auf die noch jüngeren Bischöfe als mögliche Kandidaten verwiesen.

Dieser Schritt hat sicher auch Gründe in den Zerwürfnissen der Bischofskonferenz und dem Streit um den synodalen Weg, der von Marx gefördert wurde. Vielleicht wollte sich Marx diese Schwierigkeiten nicht mehr antun, aber es ist fraglich, ob ein Nachfolger dies besser kann. Vor allem ist unklar, welche Folgen dieser Schritt auf den weiteren Verlauf des synodalen Wegs haben wird.

Die **Deutsche Bischofskonferenz** hat auf ihrer Frühjahrsvollversammlung überraschend den Limburger Bischof **Georg Bätzing** für sechs Jahre zu ihrem neuen Vorsitzenden ge-

wählt. Er tritt die Nachfolge des Münchener Erzbischofs Kardinal Reinhard Marx an, der ebenso überraschend, „zermürbt von den Konflikten mit der konservativen Minderheit“ (M. Drobinski in SZ 4.3.2020), sich nicht mehr einer möglichen Wiederwahl stellte. – Dr. Georg Bätzing (59) stammt aus dem Bistum Trier. Er studierte Philosophie und Theologie in Trier und Freiburg (nicht in Rom!), war Kaplan in Klausen und Koblenz (nicht Pfarrer!), dann Subregens und Regens des Priesterseminars (1996 – 2010), 2007 wurde er vom damaligen Trierer Bischof Marx zum Leiter der Heilig-Rock-Wallfahrt 2012 bestellt. Anschließend war er Generalvikar des Bistums, bis er 2016 Bischof von Limburg wurde. Bätzing gilt als den Menschen zugewandt, als Mann des Ausgleichs, als integrationsfähig und dennoch führungsstark.

Er will erklärtermaßen den Synodalen Weg zu einem guten Ende führen, ebenso den Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt. Zu einer seiner Hauptaufgaben wird auch die weitere Aufarbeitung der Missbrauchsskandale in der katholischen Kirche gehören. Dass er ein „katholisches Himmelfahrtskommando“ über-

nommen habe, wie eine deutsche Tageszeitung befand, wird der eher nüchternen Pragmatiker wohl bestritten. Charakteristisch ist vielleicht seine Antwort auf eine entsprechende Journalistenfrage bei der ersten Pressekonferenz: Es sei doch gar keine große Sache, das Amt des Vorsitzenden anzutreten. „Man nimmt seine Tasche, der Kardinal rückt einen Stuhl nach rechts, man setzt sich hin und versucht, die Sitzung weiter zu leiten“.

Papst Franziskus hat seine Stellungnahme zu den Ergebnissen der Amazonassy-node veröffentlicht. Am 12.02.20 geht er in dem Schreiben *Querida Amazonia* (Geliebtes Amazonien) nicht auf die Bitte um die Möglichkeit der Priesterweihe für verheiratete *viri probati* ein; dies wird in den Medien als eine Bekräftigung der Zölibatspflicht verstanden. Ausdrücklich aber lehnt er einen Zugang von Frauen zu Weiheämtern ab, dies führe zu einer Klerikalisierung von Frauen; sie sollen ihren spezifischen Beitrag leisten, „indem sie die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria weitergeben.“

Lediglich die Pressestelle von Misereor kommt in einer Stellungnahme vom

12.02.20 zu einem anderen Ergebnis: „Franziskus setzt das Schlussdokument der Synode der Bischöfe Amazoniens in Kraft. Der Papst spricht kein Machtwort ... Er bittet darum, dass die Kirche in Amazonien und weltweit mit dessen Umsetzung beginnt ... Es ist offensichtlich, dass die Kirche sich neu organisieren muss, um in Amazonien die schwierigen Herausforderungen anzunehmen und präsent zu sein. Dazu bestätigt der Papst die Synode und gibt die Aufgabe, für das notwendige Personal zu sorgen, an die Bischöfe zurück. Dazu gehört die Möglichkeit, verheiratete Priester einzuführen und über das Diakonat der Frau weiter nachzudenken – weil nur so die Aufgabe der Kirche wahrgenommen werden kann. Methode und Inhalte der Synode bilden Marksteine, hinter die ein Zurück nur schwer denkbar ist. Nach vorne ist allerdings noch Platz.“

Karin Kortmann (60), Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) und frühere SPD-Bundestagsabgeordnete und Entwicklungsstaatssekretärin, gehört als einzige Frau dem vierköpfigen Präsidium des Synodalen Wegs an (siehe dazu in diesem Heft: Karl-Heinz Ohlig sowie Norbert Scholl, Der „Synodale Weg“, S. 14 u. 15). Sie ist damit „wieder in der ersten Reihe“, wie diese Tatsache in der Kirchenpresse bewertet wurde (z.B. von Andreas Otto in *Paulinus* vom 9. Febr. 2020, S. 11). Kortmann hatte 1994 als Vorsitzende des Bundes der deutschen katholischen Ju-

gend (BDKJ) eine „förmliche Missbilligung“ der deutschen Bischöfe erhalten – damals unter dem Vorsitzenden Kardinal Karl Lehmann –, weil sie eine Unterschriftenaktion gegen das Nein des Papstes zum Frauenpriestertum – damals Johannes Paul II. in seinem Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* – organisiert hatte. Sie wurde dafür auch sanktioniert, u.a. durch Aberufung aus der bischöflichen Jugendkommission. „Das hat viel Trauer ausgelöst. Wir wollten ja nicht die Kirche aushebeln, sondern dass diese Diskussion offen bleibt“, sagt sie heute rückblickend. Und hält fest, dass sich die Lage der Kirche speziell in dieser Frage heute noch verschärft hat. Als hauptamtliche BDKJ-Bundesvorsitzende blieb sie im Amt, ihre Geschäftsstelle wurde allerdings von der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge (afj) getrennt; während ihrer sechseinhalbjährigen Amtszeit gehörte sie bis 1997 dem ZdK an. Nach zwei Jahren Pause wurde Kortmann, nachdem sie für die SPD in den Bundestag eingezogen war, wieder als Einzelpersonlichkeit in das oberste deutsche Laiengremium berufen und 2013 dessen Vizepräsidentin. Als solche hat sie gemeinsam mit den Bischöfen den Synodalen Weg geplant und organisiert. Verständlicherweise gehört sie zu denen, die sich nach der ersten Plenarversammlung in Frankfurt positiv überrascht von deren Verlauf gezeigt haben, und hat viel Optimismus verbreitet. Sie habe den Glauben an Veränderungen in der Kirche nicht verloren. „Ich bin nicht eupho-

risch, aber ich bin optimistisch“. Etwas zu viel Optimismus ist aber vielleicht, in der Sitzordnung, die „nicht danach sortiert war, dass es Kardinäle, Erzbischöfe, Weihbischöfe, Laien und Weitere gibt“, gleich einen „hierarchiefreien Raum“ zu sehen. Der Bonner Kirchenrechtler Norbert Lüdecke (und imprimatur-Autor, siehe z. B. in diesem Heft S. 19) kommentiert diese Äußerung Kortmanns recht sarkastisch: „Auf welcher Veranstaltung war Frau Kortmann? Oder hatte sie das permanente kontrafaktische Gerede von „Augenhöhe“ und „Gleichberechtigung“ intellektuell derart unpässlich gemacht, dass sie das ernsthaft glaubte?“ (Norbert Lüdecke im Theologischen Feuilleton *Feinschwarz.net* vom 4. Febr. 2020). Der einzigen Frau im Präsidium des Synodalen Wegs ist zu wünschen, dass sie, eingedenk ihrer Erfahrungen mit der Hierarchie vor 25 Jahren, ihren Realismus nicht ganz ihrem Optimismus opfert.

Erzbischof Georg Gänswein (63), der Präfekt des Päpstlichen Hauses seit 2012, hat einen „veränderten Aufgabenbereich“ im Vatikan zugewiesen bekommen; manche Medien sprechen auch von einer „(vorübergehenden?) Beurlaubung“. Statt öffentliche Aufgaben bei Papstaudienzen wahrzunehmen – zuletzt war er bei der Generalaudienz am 15. Januar aufgetreten –, soll er sich mehr dem emeritierten „Papst“* Benedikt XVI. widmen, dessen langjähriger Vertrauter und Privatsekretär er ist. Möglicher Grund für diese Personalverände-

rung könnte das Buch des Kardinals Robert Sarah über Priestertum und Zölibat sein, zu dem Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. einen Aufsatz beisteuerte und das als Affront gegen Papst Franziskus aufgefasst wurde. Es soll zu einer „heftigen Begegnung“ des Papstes mit EB Gänswein gekommen sein. Abgesehen von der umstrittenen Person Gänsweins hat seine ‚Entmachtung‘ für die deutsche katholische Kirche die Folge, dass ihr künftig ein wichtiger Türöffner im Vatikan fehlen wird (Quellen: KNA 5.2., 6.2.2020, Domradio Köln).

(* Wegen des ungeklärten Status des zurückgetretenen Papstes, der nach Auffassung namhafter Kirchenrechtler als „emeritierter Bischof von Rom“ firmieren sollte, verwenden wir künftig den Begriff Papst in diesem Zusammenhang mit Anführungszeichen.)

Bertram Meier (59) wurde Ende Januar zum Bischof von Augsburg ernannt. Der bisherige Dom- und Regionaldekan, seit dem altersbedingten Rücktritt von Bischof Konrad Zdarsa im Juli 2019 auch schon Diözesanadministrator, soll am 21. März geweiht werden. Er ist ein Augsburger „Eigengewächs“, der das Bistum kennt wie kein Zweiter, wie es bei der Ernennung hieß. Dass ein Geistlicher aus dem einheimischen Klerus Bischof wird, ist seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen. „Hirt und Herde kommen in Augsburg aus einem Stall“, sagte Meier im Augsburger Dom. Zugleich hat er auch römische Erfahrungen vorzuweisen: 1985

nach Studium in Augsburg und Rom dort zum Priester geweiht, war er 1996 bis 2002 Leiter der deutschsprachigen Abteilung im Staatssekretariat und Vizektor im Campo Santo Teutonico. (Quelle: bistum-augsburg.de 29.1.2020).

Der bekannte Befreiungstheologe, Priester und Dichter **Ernesto Cardenal** ist am 1. März 2020 in Managua (Nicaragua) im Alter von 95 Jahren gestorben. - Nach Studien in Philosophie, Literaturwissenschaft und Theologie in Mexiko, New York und Kolumbien und Reisen nach Europa wurde er 1965 zum Priester geweiht. In seiner Zeit als Lehrer in Kolumbien schrieb er 1969, nach ersten schriftstellerischen Versuchen schon in der Studienzeit, die *Salmos* (Psalmen), die als poetischer Ausdruck der Befreiungstheologie gelten und in ca. 20 Sprachen übersetzt wurden. Später gründete er mit dem Schriftsteller William Agudelo eine urchristlich ausgerichtete Kommune auf einer Insel der Solentiname-Gruppe im Nicaragua-See; dort schrieb er sein in Deutschland bekanntestes Buch *Das Evangelium der Bauern von Solentiname* (1975). Nach Zerstörung der Einrichtungen in Solentiname durch Soldaten des Diktators Anastasio Somoza und Exil in Costa Rica, wo er sich der sandinistischen Befreiungsfront anschloss, kehrte er nach Nicaragua zurück und wurde 1979 Kultusminister der neuen sandinistischen Regierung; als solcher setzte er sich für eine „Revolution ohne Rache“ ein und initiierte eine Alphabetisie-

rungskampagne in seinem Land. 1987 wurde sein Ministerium, angeblich aus Kostengründen, aufgelöst. Bei seinem Nicaragua-Besuch 1983 verweigerte Papst Johannes Paul II. dem vor ihm knieenden Cardenal öffentlich den Segen und ermahnte ihn, „seine Situation zu regeln“, womit wohl die Aufgabe seines politischen Amtes und seiner politischen Tätigkeit in der FSLN gemeint war. Anfang 1985 wurde er als Priester suspendiert (Sein Bruder, der Jesuit Fernando Cardenal, der Erziehungsminister der nicaraguanschen Regierung war, wurde bereits 1984 aus dem Jesuitenorden ausgeschlossen). Ernesto Cardenals Suspendierung wurde im Februar 2019 durch Papst Franziskus aufgehoben. 1994 verließ er die Sandinistische Partei aus Protest gegen den autoritären Führungsstil Daniel Ortegas und hat ihn, als er Staatspräsident geworden war, öffentlich scharf kritisiert; mit dem venezolanischen Präsidenten Hugo Chavez pflegte er freundschaftliche Beziehungen.

Ernesto Cardenal erhielt viele Ehrungen, u.a. 1980 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und wurde 2005 für den Literaturnobelpreis nominiert; 2017 verlieh ihm die Bergische Universität Wuppertal die Ehrendoktorwürde für seinen Beitrag zur Weltliteratur und sein Engagement für die kulturellen Beziehungen zwischen Nicaragua und Deutschland. Ernesto Cardenal, der bis in seine letzten Lebensjahre Lesereisen nach Deutschland unternommen hat, gilt als ei-

ner der bedeutendsten Dichter Nicaraguas.

Ein Kreuzweg der Missbrauchsopfer

Die Polnische Bischofskonferenz hat angeordnet, dass der Kreuzweg am 1. Freitag in der Fastenzeit den Missbrauchsopfern gewidmet sein soll. Der allen Pfarreien zur Verfügung gestellte Text wurde von jemandem verfasst, der in seiner Kindheit selbst ein Opfer sexueller Gewalt geworden war. In der mit Klerikern gefüllten Kathedrale in Płock ging der Ortsbischof Piotr Libera selbst von Station zu Station und sprach den Text. Seit 2007 leitet er die Diözese, und wie kein anderer Bischof hat er in seinem Bistum den Kampf gegen den sexuellen Missbrauch von Priestern aufgenommen. Für ihn gab und gibt es kein

Vertuschen, für ihn gilt ohne Wenn und Aber der Grundsatz „keine Toleranz“; wer immer an Minderjährigen schuldig wird, der hat nicht nur den kanonischen Prozess zu erwarten, sondern der muss sich auch vor dem weltlichen Gericht verantworten.

Den Kreuzweg leitete Bischof Libera mit einem Gebet ein um „Erleuchtung, Kraft und Mut, um entschieden die moralische und geistige Verderbtheit zu bekämpfen und unseren Anstrengungen Erfolg zu verleihen, in der Kirche ein offenes, Kinder und Jugendliche sicheres Klima zu schaffen.“ Er verwies darauf, dass dieser Kreuzweg den Opfern sexuellen Missbrauchs eine Stimme geben soll. Die Last, die sie zu tragen haben, sei die Last aller Getauften, ja sie belaste die

gesamte Gesellschaft. Wenigstens der Text einer Station sei hier angeführt, die dritte des Falls Jesu unter dem Kreuz: „Der erste Fall ist der schmerzhafteste, ganz so wie der erste sexuelle Missbrauch: Er wird zu einem Stigma für das gesamte Leben. Er verändert den Blick auf Welt und Menschen. Er raubt die Kindheit und die farbenfrohe Freude. Jesus, du weinst mit uns, du hörst den Schrei, das Flehen um Rettung, die nicht kam. Fall. Aufgezwungenes Schweigen; Last, die zur Erde drückt, so wie die groben Balken auf Jesu Armen. Fall. Jesus, erniedrigst liegst du unter der Last des Kreuzes; du fühlst unsere Ratlosigkeit. Gib Kraft und Mut, dass wir die Angst überwinden und das Verborgene ans Licht bringen.“ (Th. M.)

Robert Martin Kerr

Jesus im Koran

Eine einstweilige Spurensuche.

Das Bild Jesu im Koran könnte mit den Nietzsche-Worten „menschliches allzumenschliches“ zusammengefasst werden. Dies im Unterschied zu der Lehre und Auffassung der Kirche. Die Arbeiten von u.a. Inârah, besonders aber von K.-H. Ohlig, haben gezeigt, dass dies grundsätzlich keine koranische Erneuerung verkörpert, sondern auf frühe Auseinandersetzungen des im Werden begriffenen Christentums zurückgeht. So bewahrt der Koran z.T. Spuren embryonaler Christologie(n), die anderweitig von Konzilien instauriert wurde(n).

Insgesamt genommen sind jene Vorstellungen des Korans zu Jesus diffus, und die im Koran aus den Evangelien (vor allem aus Matthäus) übernommenen Aussagen werden nicht als solche vermerkt. Im Koran wird Jesus als ein Prophet und ein Gesandter Gottes zum Volk Israels gesendet, das ihn aber ablehnte (Koran 6,49; 61,6); er stößt auf eine von Allah selber verfügte Versagung (Koran 5,100), eine (wohl eher) kleine Gruppe von Israeliten wird ausgesondert (Koran 61,14) dargestellt¹. Theologisch wesentlich ist, obwohl die Jungfrauengeburt bezeugt wird, dass Jesus im Koran nie für einen Sohn bzw. Nachkommen Davids gehalten wird (s. hingegen in anderen Traditionen, wie etwa die der Schriften aus Qumran 4Q174, ein midraschischer Text, in dem Gott den davidischen Messias als seinen *Sohn* bezeichnet), ihm wird keine Königswürde zugeschrieben, sodann werden Kreuz und Auferstehung (wie im frühen Christen-

¹ S. allg. J. Gnilka, *Die Nazarener und der Koran*, Freiburg 2007, S. 111ff.).

tum) keine heilsrelevante Bedeutung zugemessen: der Kreuzestod machte in koranischer Sicht keinen Teil der Lebenswirklichkeit bzw. Wirkmächtigkeit Jesu aus²; er scheint entweder eines natürlichen Todes (Koran 19,33) zu sterben bzw. wird abberufen (Koran e,55; 4,158; vgl. Enoch und Elijah) und wird beim jüngsten Gerichte mitsamt allen Verstorbenen auferweckt (Koran 19,33). Durch diese Entso-teriologisierung der Vita, aber besonders der Passion Jesu, seine Entfernung aus der Heilsökonomie, tut sich ein eherer Psilanthropismus (Jesus ist bloßer Mensch: Koran 4,171 „wie könnte er (Allah) ein Kind haben?“ *yakūna lahū walad^{um}*) auf. Im Grunde genommen entspricht das koranische Jesusbild der frühen Suren ungefähr dem des protolukanischen Evangeliums.

Das Jesusbild bzw. die Christologie des Koran ist nicht einheitlich und das Ergebnis theologischer Auseinandersetzungen in und während der syro-mesopotamischen Spätantike³ und erfuhr so eine Heranbildung wie der Vergleich von Koran 19,1-33 (mit dem Christentum kompatibel) mit der späteren Interpolation Koran 19,33-40 aufweist⁴. Jesus selber wird in 14 Suren verschiedentlich mit Namen erwähnt.⁵

² (s. z.B. K.-H. Ohlig, Ist der Glaube an die Auferstehung Jesu Basis des Christentums?, *imprimatur* 1/2018). Vgl. Koran 4,157f., *wa-lākin šubbiha lahum* ist schwer verständlich, Adoptianismus?

³ Eine diesbezügliche Offenbarung an einen alphabetischen Kaufmann (Mohammed) in den Leeren der *Arabia deserta* ist nur in der auf ahistorische Annahmen gestützten und auf umweltverfremdeten Heilstopographie ersonnener Scheinwelten verortbar.

⁴ Wohl mit 3,33-63 als Zwischenstufe (freundlicher Hinweis G. Dye) und ist in den frühen Schichten (s. K.-Fr. Pohlmann, *Entstehung des Korans*, Darmstadt 2007, bes. 175ff.; C. Segovia, *Quranic Jesus*, Frankfurt, 2018) gegen die Jesus als Messias ablehnenden Juden, erst später gegen die gottmensch- und dreifaltigkeitsbekenndenden Christen gerichtet. Im Übrigen, in der koranischen Auffassung bestand die Dreifaltigkeit aus Gott, Jesus und Maria (4,171; 5,73,116). Später soll der zum Islam konvertierte ehemalige Miguel de Epalza behaupten, dieser Glaube war unter manchen (spanischen?) Christen verbreitet ("La Tuhfa, autobiografía y polémica islámica contra el cristianismo de 'Abdallah al-Taryuman (Fray Anselmo Turmeda), Madrid 1971, 120f. Bekannt ist die Morisca aus Daimiel (Ciudad Real, Castile-La Mancha), die ihren Inquisitoren die Dreieinigkeit so beschrieb: „Mahoma, Allah y Vizmillah“ (s. z.B. L. Cardaillac, *Moriscos y cristianos. Un enfrenta-*

Der Name *Īsā* wird für gewöhnlich als eine Realisation von Jesus (Ἰησοῦς <יְהוֹשֻׁעַ <יְהוֹשֻׁעַ, „Josua“, d.i. der „Retter“) aufgefasst; man sollte die Qumran-Überlieferung⁶ bei der neutestamentlichen Tradition berücksichtigen. Er ist philologisch noch nicht überzeugend gedeutet (s.u.). Anderweitig finden wir andere Bezeichnungen, wie „Knecht Gottes“.⁷ Häufig erscheint der koranische Jesus in Verbindung mit Adam und in Listen von vorhergehenden Propheten (z.B. Koran 2,136=3,84; 4,163; 6,85; 33,7-8; 42,13; 57,26f.; vgl. Anm. 8), wobei er aber bedeutsamer als seine Vorgänger sein soll (2,253, „vom heiligen Geiste unterstützt“ *wa-’ayyadnāhu bi-rūhi l-quḍusi*, vgl. 2,87; 5,100; 4,171f. usw.).

Der Befund bisher: dem Koran zufolge ist Jesus ein Mensch – im Gegensatz etwa zum Bekenntnis von Nicäa (*natum, non factum, unius substantiae cum Patre* – Apostolikon: *qui conceptus est de Spiritu Sancto, natus ex Maria Virgine*): geschaffen und nicht gezeugt!, eine mit Adam vergleichbare Gestalt – die Jungfrau Maria ist zwar seine Mutter, aber er entstammt nicht der Linie Davids und beansprucht keine Königswürde, dahingegen erscheint er als die (vorläufige) Apotheose der Propheten⁸ – erst später wird Muhammad in

miento polémico (1492-1640), Madrid-Buenos Aires-México 1979, 210) – sie überlebte!

⁵ *Īsā* (2,136; 3,52, 84; 6,85; 42,13; 43,63); „Jesus Mariens Sohn“, *Īsā b. Maryam* (2,87, 253; 3,45; 5,46, 82, 110, 112, 114, 116; 19,34; 33,7; 57,27; 61,6, 14) sowie „(der) Messias bzw. Christus Jesus, der Mariae Sohn“, *al-Masīh Īsā b. Maryam* (3,45; 4,157) – wobei das grundlegende Prädikat *Messias* (Μεσσίας <מָשִׁיחַ-Χριστός „der Gesalbte“, s. Verf., Vom Gesalbten, Herrn und Heiland, *imprimatur* 1/2015), als bloßer Eigenname ohne heilsvermittelnden Inhalt aufgefasst wird (vgl. Anm. 8).

⁶ 4Q378-79, 4Q522, 5Q9, 4QpaleoParaJosh sowie Mas1ParaJosh, die eine umgeschriebene Josua-Tradition darstellen.

⁷ *’abdu llāhi* 19,30; *’innī ’abdu llāhi* „ich bin wahrlich Allahs Diener“ 4,172; vgl. der in den Evangelien sowie in der Apostelgeschichte (3,13 ὁ θεὸς ... ἐδόξασεν τὸν παῖδα αὐτοῦ Ἰησοῦν; 4,27 ... τὸν ἄγιον παῖδά σου Ἰησοῦν) rezipierte deuteromesianische Gottesknecht [עֶבְדֵי יְהוָה]); „das Wort von Gott“ (*kalimatu mina llāhi* 3,39,45; vgl. der λόγος, Joh. 1,1ff.), *al-masīhu ’īsā bnu maryama rasūlu llāhi wa-kalimatuhū ’alqāhā ’ilā maryama wa-rūḥun minhu ... wa-rūḥun minhu* „Der Messias, *Īsā*, Mariens Sohn ist nur Allahs Gesandte und sein Wort, ... und Geist von ihm“ (4,171); „Das Wort der Wahrheit“ (19,34; vgl. Joh. 1,14).

⁸ Z.B. 5,75 *mā l-masīhu bnu maryama ’illā rasūlun qad ḥalat min qablihi r-rusulu* „Al-Masih, Mariens Sohn, war al-

den Koran interpoliert (3,144; 33,40; 47,2; 48,29), wobei an diesen Stellen fraglich ist, ob nicht Jesus als der Muhammad (der Gepriesene) gemeint ist. Allah-Gott ist einzig sowie unteilbar (z.B. 112,1 aramäisch nachahmend *huwa llāhu 'aḥad*^{m-i}; eine Teilarabisierung des „Höre Israel“, Deut 6,4-9) und herrscht allein⁹. „Darüberhinaus werden im Koran Torah und Evangelium für die gleiche Offenbarung angesehen (z.B. 5,46), die aber Juden (4,45) und Christen (z.B. 2,59; 7,162; 30,30) ‚abwandeln‘ (*tabdīl*), s.u.

Diese Sicht der Dinge ist theologiegeschichtlich keinesfalls neu, und somit verbietet die historische Geistesökonomie solches als eine dem Mohammad, einem schreib- und leseunkundigen Kaufmann der bildungsfernen Oasenstadt Mekka, zuzuschreibende Erneuerung aufzufassen. Wie eingangs erläutert, bezieht hier der Koran in den frühen Perikopen Stellung zu lang anhaltenden christlichen Debatten, die in späteren dann andersartig und vor allem polemisch formuliert werden. Dieselben theologischen Anschauungen finden wir z.B. in den *Pseudoklementinen*. Dieses Werk, in einer griechischen (die sog. *Homilien*) und einer lateinischen Version (die sog. *Recognitiones* des Rufinus von Aquileia) überliefert, stellt den Kern der „Lehren des Petrus“ (Κηρύγματα τοῦ Πέτρου) dar, beide gehen zurück auf eine gemeinsame Quelle, *Grundschrift* genannt, wohl die *Περὶ ὁδοῦ Πέτρου* der Kirchenväter (Origenes, Epiphaneus), das Werk eines gelehrten antimarcionitischen Theologen des syrischen Christentums im vierten Jahrhundert, das auch in späteren u.a. syrischen, arabischen und äthiopischen Überlieferungen bekannt ist. In diesem sehr einflussreichen Traktat haben wir ein Korpus, das in vielem als Ausgangspunkt für koranische Vorstellungen gelten kann. Hier wird rigoros an der Alleinherrschaft Gottes (μοναρχία θεοῦ) festgehalten, eine Bi- bzw. Triarchie ist unvorstellbar (ἑτέροις συναρχεῖν). Jesus erfüllte das Gesetz nicht als Gottessohn (ὁ υἱὸς τοῦ Θεοῦ <בן-אלהים>), aber als Menschensohn (ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου <בן-אדם>; d.h. ἀνθρωπος ἐξ ἀνθρώπων), ohne Präexistenz aber von

Gott als Sohn und Christus bei der als Salbung verstandenen Taufe angenommen (*Recog.* I.48 „qui in aquis baptismi filius a deo appellatus est“), als eine Erfüllung von Ps 2,7 verstanden (im Koran nicht mehr vorhanden); davor war er lediglich ein *Messias designatus*. In den *Homilien* ist Jesus ὁμοούσιος τῷ πατρὶ, geboren ἐκ τῆς οὐσίας, ganz arianisch („deus inginitus – filius genitus“) also. Jesus gilt als ein Prophet wie Mose, es ward gar von ihm prophezeit (Dt 18,15-22) und u.a. *Hom.* VIII.10 wird die Begrifflichkeit des ‚wahren Propheten‘ (ἀληθῆς προφήτης) gearbeitet, der Verkünder des ‚ewigen Gesetzes‘ (νόμος αἰώνιος – dies entspricht der Idee der „wohlverwahrten Tafel“, *lauḥ mahfūz* in Sure 85,22; vgl. 5,48-59), in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verkündet – „Der wahre Prophet, ab Weltanfang Zeitalter durcheilend“ (verus propheta ab initio mundi per saeculum currens‘ *Recog.* II.22), der mit dem ‚heiligen Geiste‘ (ἅγιον πνεῦμα *Hom.* III.17, der ἔμφυτον κἀέννατος) identisch ist. Dieser *menschliche Prophet* ist sündenfrei (ἀναμάρτητος = קדוש, *Hom.* II.6; III.11) und ist der einzige, der ‚die Seelen der Menschen erleuchten kann‘ (*Hom.* I.19). Christus ist nicht nur der *Moses novus*, sondern auch der *Adam novus*, da wir hier die Vorstellung finden, der erste Mensch (*Adam Qadmon*) habe den Atem (πνεῦμα) Gottes eingehaucht bekommen (vgl. Koran 15,29; 38,72) und sei zudem mit dem Öl des Lebensbaumes gesalbt (*Recog.* I.45), somit ein Gesalbter = *Christus* (*Hom.* III.20), so dass er prophezeien konnte. Dadurch war Adam sündenfrei, und dementsprechend konnte es keinen Sündenfall geben, widrigenfalls sündigte ebenfalls der in ihm ansässige heilige Geist.

Hier haben wir eine den koranischen Wiedergaben sehr vergleichbare Vorstellung (Koran 2,30-37; 20,115-122; 7,11-27) ohne eine Vorstellung von Erbsünde (z.B. Koran 7,23: „Unser Herr, wir haben uns selbst Unrecht getan.“); im Koran (z.B. 2,31) gibt Adam den Tieren keine Namen wie in Genesis (Gn 2,19: „Und Gott der Herr bildete aus Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennen würde, und damit jedes lebendige Wesen den Namen trage, den der Mensch ihm gäbe“), sondern Allah lehrte

lein ein Gesandter <vgl. 4,171>, vor ihm verstarben schon andere Gesandte“.

⁹ *Schirk*; s. Verf., *Koranisches Göttermanagement: Wer sitzt im Vorstand?*, *imprimatur* 1/2018).

Adam (und nicht den Engeln) die Namen der Tiere, eine prophetische Tätigkeit (dem θεῖον πνεῦμα entstammend). Explizit finden wir die Gleichsetzung von Adam und Jesus in Koran 3,59; „Gewiß, das Gleichnis 'Ī sās ist bei Allah wie das Gleichnis Adams. Er erschuf ihn aus Erde. Hierauf sagte er zu ihm ‚Sei!‘ und es geschah“¹⁰. Dies, beruhend auf jüdischer Überlieferung, ist eine Konzeption, die der des Paulus vom zweiten Adam entgegengesetzt ist.

In den *Lehren Petri* wird also beschrieben, wie der göttliche Geist (θεῖον πνεῦμα), d.h. die Herrlichkeit Gottes (hebräisch שכינה), schon in Adam wirkmächtig war (weswegen er, wie im Koran, als Prophet gilt), und diese Herrlichkeit wanderte durch die Zeiten, um sich sukzessiv bei Propheten - eine Metamorphose und keine Hypostase - zu manifestieren - in u.a. *Hom. XVII.4* (= *Recog. II.4?*) werden frei nach Sprüche 9,1 („Die Weisheit baute ihr Haus, sie hieb ihre sieben Säulen aus“; vgl. im Talmud, *Chagiga* 12b: עמודים) als intermediäre Erscheinungsformen des Adam-Christus Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Moses und Jesus erwähnt, die Vertreter des ‚siebenfachen Mysteriums‘ (ἑβδομάδος μυστήριον, *Hom. XVII.9*), die ἑπτὰ στῦλοι υπάρχοντες κόσμου. Diese Offenbarungsträger (ἡγεμόνες τῆς προφητείας, *Hom. II.15* - „die alle von Frauen geboren sind“, *Recog. I.60*) fanden ihre Vollendung im „jüdischen Leib des unter den Juden geborenen“ Jesus (a.a.O.), vgl. in früh-rabbini-scher Exegese von Prediger 1,9 („Was ist gewesen? Das, was sein wird! Und was hat man gemacht? Das, was man machen wird!“): „Wie der erste Erlöser war, so wird der letzte Erlöser sein“¹¹. Jesus sowie Adam und Mose besaßen ‚Vorherwissen‘ (*Prognose*). Obwohl die erwähnten Figuren der Auflistung prophetischer Vermittler des ‚ewigen Gesetzes‘ in den Pseudoklementinen abänderlich ist, sind stetig Adam, Mose und Jesus erwähnt. Dies hat ihre Entsprechung im Koran, der ebenfalls

oftmals solche auflistet, z.B. 2,136; 3,84; 4,163; 6,85; 33,7-8; 42,13, und somit diese Tradition augenscheinlich fortschreibt: Die Propheten sind die Vertreter der Menschheit, mit denen Gott seinen Bund schließt, und die Bewahrheitung jedes früheren Boten wird in die Verkündigung des nachfolgenden aufgenommen, so dass Mohammed, im islamischen Verständnis, alle durch sie vermittelte Wahrheit endgültig und ein für allemal zusammenbringt. *Hom. VII.8* „Religion ist, ihn [scil. Gott] allein zu fürchten und nur dem Propheten der Wahrheit zu glauben“ kommt realiter der islamischen Schahāda „Es gibt keinen Gott außer Gott - Mohammed ist der Gesandte Gottes“ gleich.

Der Grund der sukzessiven Offenbarungswiederholung liegt im Glauben, dass nicht alle Teile der Torah gleich ursprünglich sind, manche gelten gar schlichtweg als Fälschungen. In *Hom. I.18f./Recog. I,15* wird dies bildhaft dargelegt: die Welt sei ein mit dem Rauch der Ignoranz, der Unsitten und Irrungen verqualmtes Haus, der wahre Prophet müsse vor deren Türe treten und diese öffnen, den Rauch vertreiben und das Sonnenlicht einlassen (vgl. Joh 3,19ff.). Mose soll, wie auch im Islam von Mohammed berichtet wird, das ihm Offenbarte nur mündlich mit ‚Auslegungen‘ (ἐπιλύσεις, *Hom. II.38*; vgl. *II-Petr. 1,20* ... προφητεία... ἰδίως ἐπιλύσεως οὐ γίνεται) weitergegeben haben. Dieses jedoch soll kurz darauf schon vom Leibhaftigen selber geklittert worden sein¹², womit zu der wahrhaften παράδοσις Μωϋσέως falsche Perikopen (ψευδεις περικοπαί) durch schlechte Unterweisung, falsche Darstellung usw. hinzukamen, und hier spielte auch die Exegese von Jesaja 29,13 (Septuaginta) und Mt 15,13 (s. auch Jer 8,8, Ez 20,25) eine Rolle. Damit war jeder imstande, das was er wollte, in der Schrift zu finden (*Hom. III.9*). Darum der wiederholte Aufruf in den *Homilien*: „Wenn daher einige der Schriften wahr und andere falsch sind, sagte unser Meister aus gutem Grunde: ‚Seid gute Geldwechsler‘, insofern es in

¹⁰ 'inna maṭala 'īsā 'inda llāhi ka-maṭali 'ādama ḥalaqahū min turābin tumma qāla lahū kun fa-yakūnu.

¹¹ כגואל הראשון כך הוא גואל האחרון) - Kohelet Rabbah 1,9:1; Ruth Rabba 5,6; Bamidbar Rabbah 11,2; Pesikta D'Rav Kahanna 5:8 usw.; bes. Etz Yosef zu Ruth Rabbah 5:6:17 זה משה כך הוא האחרון זה משיח „Wie der erster Erlöser: dies ist Moses, also ist der letzte Retter der Messias“.

¹² πονηρός πολλά ψευδῆ κατὰ τοῦ θεοῦ), eine Erprobung Gottes (*Hom. II.39* πειρασμοῦ χάριν; *III.4* πρὸς δοκιμὴν).

den Schriften einige wahre und einige falsche Sprüche gibt“¹⁵.

Grob verallgemeinert, das ‚ewige Gesetz‘ (*Hom.* VIII.10, s.o.) wurde von Gottes Hand bei der Schöpfung in die Welt als die erste Lehre an die Menschheit (IX.10) eingeschrieben; es war Adam bekannt (III.48), und wurde Mose erneut offenbart, aber es wurde zunehmend durch Fehler verdeckt, bis es schließlich durch Jesus zur ewigen Gültigkeit erhoben wurde, der die „Kenntnis der Geheimnisse bzw. Gesetze“ (γνώσις τῶν ἀπόρρητῶν, XVIII.15; *secretior legis intellegentia*, *Recog.* I.74) hatte. Mose also erhielt eine Torah, die anders als die uns bekannte war. So lehnte die Gruppe um die Pseudoklementinen den Opferkult als heidnisch ab, dieser wurde nur zeitweilig durch Mose erlaubt. Daher lehnte diese Gruppe notwendigerweise auch die paulinische Soteriologie ab, die den Tod Jesu als blutiges Sühnopfer auffasste. Ihrer Ansicht nach wurde die christliche Befreiung vom jüdischen Opferkult nicht durch das allgemein wirksame Opfer des Sohnes Gottes eingeleitet, sondern durch das Wasser der Taufe, durch das Jesus die Feuer des Opferaltars für immer löschte.

Das Schriftverständnis, also das Vorhandensein falscher Verse bzw. Passagen, die das unveränderliche Gesetz Gottes verstümmeln und nur durch eine(n) erneute(n) Offenbarung(sträger) richtiggestellt werden kann, entspricht der Rolle Mohamads im späteren islamischen Verständnis des Korans (s.o. zu *tabdī l*; in der islamischen Theologie werden auch die Begriffe *Tah rī f* und *Kitmā n* verwendet, um die Verfälschung der heiligen Schriften des Judentums und des Christentums zu bezeichnen). Eine weitere Auffälligkeit, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ist die politische Ablehnung der Monarchie (und die Verherrlichung, wie bei den Samaritern, des Richterzeitalters, *Recog.* I.38), die als mit Krieg (*Hom.* III.62) gleichbedeutend gesehen wurde; die biblischen Könige waren eher Tyrannen (*tyranni magni quam reges*), der Tempelbau, die Opferstätte par excellence,

galt als Hybris – die ganze Einrichtung, auch der Status Davids, soll keinen Teil des ‚ewigen Gesetzes‘ ausgemacht haben. So kommt im Koran, wie schon erwähnt, die davidische Abstammung Jesu nicht vor, und er wird im Koran nicht als König angeführt (vgl. etwa 21,78ff.). Im letzten Heft (*imprimatur* 1/2020) hat Verf. den Begriff des ‚stellvertretenden Königtums‘ im Alten Orient und im Islam behandelt (das Kalifentum; ‚Abd el-Malik war Kalif, Stellvertreter Gottes. Allah war König, arab. *Malī k* – vgl. Koran 20,114; 23,116; 59,23; 62,1; 114,2; auch einer der neunundneunzig schönsten Namen Gottes im Islam – dessen Knecht bzw. Sklave, arab. ‚*Abd*, er war). Dies stellte wohl einen Streitgrund der frühen Umayyaden mit Heraclius nach seinem Pyrrhussieg über die Sassaniden dar – nach seiner Reichsreorganisation nahm er den Titel Βασιλεύς an.

Im Vorangehenden wurde versucht, zugegebenermaßen mit (sehr) groben Pinselstrichen, darzustellen, *dass einige entscheidende Theologumena des Korans schon in den Pseudoklementinen vorkommen*. Wie erwähnt, wurden Versionen dieses Schrifttums während der Spätantike in semitischen Sprachen überliefert und übten wohl, direkt oder indirekt, Einfluss auf verschiedene koranische Autoren aus, die diese Einstellungen bzw. Überzeugung, partiell zumindest, teilten: Jesus sowohl als Adam novus (s.o. z.B. ad 3,59) wie auch Moses novus, als die Erfüllung der Offenbarung.

Was die Gleichsetzung mit Letztgenanntem betrifft, so ist interessant, dass im Koran Maria als Tochter ‚Imrans (z.B. Koran 3,35; in der christlichen Überlieferung Joachim), in der Bibel Amram, der Vater des Mose, vorgestellt wird; in 19,28 wird Maria, biblisch Miriam, als Schwester Hārūns, d.i. Aaron (der Johannes dem Täufer angeglichen wird) aufgeführt. Manche Kommentatoren sehen hierin eine Verwechslung – dies ist aber unnötig. Wenn Mose eine Präfiguration Jesu sein soll, Moses 2.0 (bzw. Adam 3.0), dann ist diese Verähnlichung mehr als verständlich (auch weil Maria und Miriam im Semitischen, *m-r-j-m*, eigentlich dasselbe sind).

Hier sehen wir wieder einen Hinweis der raffinierten Kompositionstechnik des Ko-

¹⁵ Εἰ οὖν τῶν γραφῶν ἃ μὲν ἐστὶν ἀληθῆ, ἃ δὲ ψευθῆ, εὐλόγως ὁ διδάσκαλος ἡμῶν ἔλεγεν „Γίνεσθε τραπεζίται δόκιμοι“, ὡς τῶν ἐν ταῖς γραφαῖς τινῶν δοκίμων ὄντων, τινῶν δὲ κιβδηλῶν – 2,51; 3,50; 18,20 – vgl. *Matt.* 22,29; *Mar* 12,24.

rans. Hier waren Theologen am Werk! Die islamische Ausgestaltung Mohammeds als letzter Prophet, als Jesus novus (bzw. 2.0 – was die Intertextualität der Vita Jesu mit der Mohammads z.T. erklärt) verkörpert allein eine Fortschreibung dieser Vorstellung¹⁴. Die in *Hom.* VIII.6f. formulierte Aussage, dass Mose und Jesus dieselbe Lehre verkündeten, dass die Liebe zu Mose und Jesus die höchste Errungenschaft der Religion sei und dass der Mensch, der das Alte wie das Neue Testament verstehe, derjenige ist, der von Gott gesegnet sei¹⁵, war zweifellos hier Teil eines antimarcionitischen Aspekts, aber die vollständige inhaltliche Identifizierung von Mose und Jesus sowie Torah und Evangelium verbindet diese Überlieferung unzweideutig inhaltlich mit dem Koran.

Bei der Besprechung der Figur Jesu im Koran (s.o.) wurde erwähnt, dass die arabische Wiedergabe seines Namens *Īsā* lautet. Das Verhältnis des arabischen Begriffes (einer Wurzel *-s-j*?) zum hebräisch-aramäischen „Retter“ (von einer Wurzel *j-š-‘* <*w-š-‘*) bleibt trotz verschiedenster Versuche¹⁶ bisher ungeklärt. Die Frage aber ist, ob die arabische Wiedergabe direkt vom Hebräisch-Aramäischen abzuleiten ist? Oder ist viel mehr etwas anders damit gemeint? Wie erwähnt: der koranische *al-Masīhu Īsā b. Maryam* ist ein bloßer Mensch und ein Prophet, wie der Jesus der Pseudoklementinen, *filiius dei et initium omnium homo factus est* (*Recog.* I.45). Man kann hier an den Anfang des Johannesevangeliums denken:

- 1) Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.
- 2) Dieses war im Anfang bei Gott.
- 3) Alles ist durch dasselbe entstanden; und ohne dasselbe ist auch nicht eines entstanden, was entstanden ist.

¹⁴ Wie schon früher bei u.a. den Mandäern und Manichäern, ein solches Geistesgebilde ist per Definition unerschöpflich (Schlatter: „und hier fand sich darum auch Raum für ein neuestes nach dem neuen“), sich natürlich für nachträgliche oder endgültige Verbesserungen bzw. Verbesserer entlehnd.

¹⁵ Τοῦτου γὰρ ἕνεκεν ἀπὸ μὲν Ἑβραίων τὸν Μωϋσῆν διδάσκαλον εὐληφῶτων καλύπτεται ὁ Ἰησοῦς, ἀπὸ δὲ τῶν Ἰησοῦ πεπιστευκότων ὁ Μωϋσῆς ἀποκρύπτεται.

¹⁶ Vgl. G. Dye u. M. Kropp, *Le nom de Jésus (Īsā) dans le Coran, et quelques autres noms bibliques: remarques sur l'onomatopée coranique*, in G. Dye u. F. Nobilio (éds), *Figures bibliques en islam*, Brüssel, 2011, 171-198.

πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν ὃ γέγονεν

4) In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.

5) Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen.

Bei diesem beladenen Abschnitt (wovon im Übrigen auch Sura 97 handelt) sollte unsere Aufmerksamkeit dem dritten Vers gelten, der Entstehung von allem durch das Wort Gottes. Dies ist ein Zitat aus Psalm 33,6,9: „Die Himmel sind durch das Wort des Herrn gemacht und ihr ganzes Heer durch den Geist seines Mundes.“ (בְּדָבָר יְהוָה נַעֲשׂוּ וּבְרוּחַ פִּי כָל-צְבָאָם), „Denn der Herr sprach, und es geschah; er gebot, und es stand da!“ (כִּי הוּא אָמַר וַיִּהְיֶה הוּא צִוָּה וַיַּעֲמֵד). Der letzte Vers wird wiederholt im Koran verwendet bei der Erschaffung von (Adam-)Jesus 3,59 (s.o.): *tumma qāla lahū kun fa-yakūnu* „Hierauf sagte er zu ihm ‚Sei!‘ und es geschah“¹⁷. „Sie sagte: ‚mein Herr, wie sollte ich ein Kind bekommen, wo mich nichts Fleischliches berührt hat?‘ Er (der Engel) sagte: „So wird's geschehen, Allah erschafft was er will. Wenn er sich zu einer Sache entschließt, so sagt er ihr nur ‚Sei!‘, und es geschah“¹⁸; (Jesus sagte:) „Es steht Allah nicht zu, ein Kind zu haben. Lob sei ihm! Wenn er eine Angelegenheit bestimmt, sagt er bloß ‚Sei!‘ und es geschah“¹⁹. Wir haben hier zwei Verse des dreiunddreißigsten Psalms, die in späterer Überlieferung, etwa im Johannesevangelium, eine messianische Auslegung erfahren, Vers 9 zudem in diesem Sinne im Koran. In Vers 6 finden wir den passiven Gebrauch des Verbuns *‘asāh* (עָשָׂה) von der Wurzel *‘-s-j* – im Hebräischen sehr geläufig für „machen, erstellen, (er)schaffen, bauen, herstellen, fabrizieren“ usw., auch für Menschen, z.B. עֲשֵׂנִי (‘*osēnī*) „mein Schöpfer“ Hiob 32,22; הַיְהוָה אֲשֶׁר עָשָׂה אֶת-מֹשֶׁה וְאֶת-אַהֲרֹן „Der Herr, der den Moses und den Aaron erschuf“, Sam 12,6, und das Verbum ist sodann auch belegt mit einem theophoren

¹⁷ Vgl. Vers 47: *qālat rabbi ‘annā yakūnu lī waladun wa-lam yamsanī bašarun qāla ka-ḡālīki llāhu yaḥluqu mā yašā ‘u idā qaḏā ‘amran fa-‘innamā yaqūlu lahū kun fa-yakūn*

¹⁸ 19,35 *mā kāna li-llāhi ‘an yattahida min waladin subhāna-hū idā qaḏā ‘amran fa-‘innamā yaqūlu lahū kun fa-yakūn*

¹⁹ Die Auslegung von Psalm 33,9 für die Erschaffung einer Person findet sich auch in der jüdischen Überlieferung, z.B. im Talmud, *Schabbat* 152a „dies ist eine Frau“ (וַיִּבְרָא), meistens auf Ewa bezogen.

Element in Personennamen.²⁰ Ein solcher Name, ob ursprünglich mit oder ohne Gotteserwähnung passte sehr gut zu einem menschlichen, erschaffenen Jesus wie in der koranischen Überlieferung. Die arabische Form *‘Īsā* passte hierzu, was die Mitlaute betrifft, ideal²¹; falls die Vokalisierung ursprünglich ist, könnte diese zurückgehen auf eine Form *qital*, die sich häufig bei Wurzeln findet, die als dritten Radikal den Halbvokal *j* aufweisen (Brockelmann, *Grundriß* I, §117c). Andererseits kann die arabische Vokalisation eine Annäherung an die gängige Aussprache des Namens darstellen²². Hiermit wäre der arabische Jesus-Begriff keine direkte Wiedergabe seines Namens, sondern vom Ursprung her eine theologische Festlegung seiner Entstehung, ein Rudiment hebräischer Begriffsbestimmung in einer nunmehr großenteils verschollenen Literatur. Nach wie vor gilt „Ein Jesus Christus war nur in einer jüdischen Landschaft möglich“ (Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, §137). Sonach ist der Koran fortgeschriebene Pseudepigraphie, die pseudoklementische Inhalte auf- und weiterrezipiert, unmöglich in einer Wüstenlandschaft zu verorten, der spätere Umzug in eine neue heilstopographischen Behausung stellt *Fisimatenten* von Theologen dar.

Der Koran und seine vom Islam behaupteten Propheten stellen nur eine abermalige Fortschreibung solcher religiösen Überlieferungen dar, die dann in neuen heilstopographischen Gefilden verortet wurden.

²⁰ So z.B. Asaël (אֶסְאֵל – Verbalsatzname bestehend aus Subjekt und Prädikat: „Gott hat gemacht“; 2Sam 2,18; 2Chr 17,8; 31,13; Esra 10,5 sowie im 1Enoch); Elasaḥ (אֶלְעָח, vergleichbar, nur umgestellt; 1Chr 2,39f.; 8,37; Jer 29,3; Esra 10,18f.); Asiel (אֶסְיֵל, 1Chr 4,35); Jaasiel (יְאֶסְיֵל „Yahweh hat gemacht“, 1Chr 27,21).

²¹ Zu dem ‚Sibilantenzirkus‘ s. Verf. Kropp, *Mystisches Hören ohne zu hören, oder: Mit mir nuschelt man nicht!*?, *imprimatur* 1, 2018.

²² Qua Konsonanten bildet sie wortspielerisch ein subtiles Anadrom bzw. Heteropalindrom (א-ש-י/j-s-‘ עסי > עסי :: ‘-s-j) – der Aussprache nach nahe dem Original, der exegetischen Orthographie nach umgekehrt!

Franz Josef Schäfer

Buchbesprechung: Anna-Maria Schmidt: Katholisch und emanzipiert. Elisabeth Gnauck-Kühne und Pauline Herber als Leitfiguren der Frauen- und Mädchenbildung um 1900.

Sofie. Schriftenreihe zur Geschlechterforschung. Band 22. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2018, 179 S., 1 Abb., ISBN 978-3-86110-673-9, 24,- €

In den vergangenen Jahren sind etliche Publikationen der Genderforschung erschienen. Bei der zu besprechenden Publikation handelt es sich um die erweiterte Fassung einer wissenschaftlichen Arbeit von Anna-Maria Schmidt (* 1989) aus dem Jahre 2014. Die Autorin studierte Germanistik, Katholische Theologie und Geschichte an der Universität des Saarlandes und an der Universität Nancy. Seit 2016 ist sie im rheinland-pfälzischen Schuldienst tätig.

Die Reihe SOFIE, herausgegeben von zehn Wissenschaftlerinnen, ist eine Publikationsplattform für Geschlechterforschung an der Universität des Saarlandes, die einen Beitrag zur Diskussion zwischen den Forschungsdisziplinen leistet.

Die Arbeit hat folgenden Aufbau:

1. Einleitung, S. 15–25,
2. Mädchen- und Frauenbildung um 1900, S. 27–40,
3. Exkurs: Konfessioneller Dissens und katholische Inferiorität, S. 41–53,
4. Elisabeth Gnauck-Kühne – Eine Konvertitin als Beispiel der katholischen Frauenbewegung, S. 55–97,
5. Pauline Herber, S. 99–151,
6. Gnauck-Kühne und Herber: Verhältnis zum Katholischen Frauenbund, S. 153–155,
7. Fazit – Gratwanderung zwischen katholischer Tradition und weiblicher Emanzipation, S. 157–162.

Es schließt sich das Abkürzungs- und Literaturverzeichnis an; Primärliteratur: 127 Titel, davon Gnauck-Kühne: 31, Herber: 20; Sekundärliteratur: 94 Titel; Online-Datenbanken: 2.

In Kapitel 2 gibt die Autorin einen Überblick über die Geschlechterrollen und die Mädchen- und Frauenbildung im Kaiserreich und stellt den Lehrerinnenberuf in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Die Grundannahme einer Gleichwertigkeit – nicht Gleichheit oder Gleichartigkeit – von Mann und Frau trotz physischer und psychischer Verschiedenartigkeit entsprach dem allgemeinen Denken, und zwar über Schichten und Konfessionen hinweg. Im 19. und 20. Jahrhundert war das Frauenbild von Mutterschaft und Mütterlichkeit dominiert, was nicht nur für Ehefrauen galt, sondern auch in der Krankenpflege, im Bildungswesen und in der Sozialarbeit eine Rolle spielte. Die Arbeit der Volksschullehrerin wurde 1834 in Preußen als Frauenberuf anerkannt. 1894 wurde eine Oberlehrerinnenprüfung eingeführt. Voraussetzung war eine fünfjährige Lehrererfahrung. 1904 wurde Frauen in Preußen gestattet, das Staatsexamen für das höhere Lehramt zu absolvieren nach einem mindestens sechssemestrigen Universitätsstudium als Gasthörerinnen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in fast allen deutschen Ländern der Lehrerinnenzölibat gesetzlich verankert, was mit Beginn der Weimarer Republik abgeschafft wurde.

Im dritten Kapitel stellt Anna-Maria Schmidt fest, dass die katholische Frauenbewegung eine gewisse Selbstständigkeit für sich beansprucht hatte: *„So sahen ihre Protagonistinnen in der Äbtissin, der selbstständigen Leiterin eines Klosters, die Verkörperung früher weiblicher Emanzipation in der Kirche“* (S. 50).

Elisabeth Gnauck-Kühne (1850–1917) gründete 1875 in ihrer Heimatstadt Blankenburg ein Institut für höhere Töchter, an der sie Unterricht erteilte bis zu ihrer Heirat im Jahre 1888. 1890 ließ sie sich scheiden und besuchte ab 1891 einen von Helene Lange (1848–1930) eingerichteten Realkurs für das weibliche Geschlecht. Auf dem 6. Evangelisch-sozialen Kongress in Erfurt 1895 hielt sie als erste Frau das Hauptreferat über „Die soziale Lage der Frau“. Am 24. März 1900 konvertierte

Gnauck-Kühne zum Katholizismus und engagierte sich fortan in der katholischen Frauenbewegung. Neben der Wertschätzung der Ehelosigkeit war das katholische Autoritätsprinzip mit ausschlaggebend für ihren Konfessionswechsel. Sie lehnte allerdings die geforderte Unterordnung der Frau unter den Mann ab, was zu Auseinandersetzungen mit Pfarrer Augustin Rösler C.Ss.R (1851–1922) führen sollte. Gnauck-Kühne ging eher konform mit Positionen des Münsteraner Professors für Moraltheologie und Apologetik Joseph Mausbach (1861–1931).

Eingehend schildert die Autorin Gnauck-Kühnes Position zur Frauen- und Bildungsfrage, etwa ihrer Forderung nach einem weiblichen Dienstjahr oder der Bewilligung des Frauenwahlrechts. *„Pflicht ohne Recht ist Hörigkeit“* (S. 93). Die Protagonistin war Leitfigur der katholischen Frauenbewegung. Ihr war auch die Ökumene eine Herzensangelegenheit. Da sie gar mit der Sozialistin Clara Zetkin (1857–1933) korrespondierte, wurde sie auch als „katholische Zetkin“ bezeichnet.

Auch Pauline Herber (1852–1921) war Pädagogin, richtete aber zeitlebens ihr Augenmerk auf die Schule. 1876 trat sie in den öffentlichen Schuldienst an der städtischen Volksschule in Montabaur ein. 1885 fand sie eine feste Anstellung am Königlichen Lehrerinnenseminar Saarburg. Auf Herbers Initiative wurde am 13. September 1885 in Koblenz-Moselweiß der Verein katholischer Lehrerinnen für Rheinland, Hessen-Nassau und Westfalen gegründet, spätere Bezeichnung Verein katholischer deutscher Lehrerinnen (VkdL). Aus gesundheitlichen Gründen musste sie 1897 ihre Lehrerinnentätigkeit aufgeben, blieb aber bis 1916 Vorsitzende des VkdL. Sie betrachtete die Religion als notwendige Grundlage für die Erziehung und das häusliche Umfeld, speziell das Mutter-Kind-Verhältnis. Hauswirtschaft und Erziehung waren als höchstes Ziel der Mädchenbildung zu sehen, da nach Herbers Position die Frau als Mittelpunkt der Familie anzusehen war. Die Lehrerin sollte Heilige und Künstlerin sein. Sie habe in jeder Beziehung Vorbildfunktion, soll stets unparteiisch sein und wie eine Mutter agieren. Der Lehrerinnenberuf verlange den vollen Verstand und das ganze Herz einer Person. Zur Erhaltung der Berufslie-

be sei eine angemessene Erholung erforderlich mit Begegnung mit Menschen, der Natur oder einer Nebenbeschäftigung. In der Erziehung der Jugend solle die Sittereinheit eine große Rolle spielen, und an die herrschende Mode sei kein Zugeständnis zu machen.

Der Wahlspruch des VkdL lautet: „Gott das Herz – Treue dem Vaterland – die Kraft der Jugend“. Auch Herber hielt strikt am Lehrerinnenzölibat fest, da Lehrerinnenstand und Jungfräulichkeit unweigerlich zusammgehören würden. Das öffentliche Streben nach der Ehe entwürdigte den Lehrerinnenstand.

Anna-Maria Schmitt würdigt in ihrem Schlusskapitel die Bedeutung der beiden Pädagoginnen für die Frauenbewegung: *„Pauline Herber verwirklichte die Idee einer Gemeinschaft von Lehrerinnen zu einer Zeit, als die Nachwirkungen des Kulturkampfes noch deutlich zu spüren waren. Staatlich angestellte Lehrerinnen versammelten sich in einem Verein, der explizit – durch seine Namensgebung – auf seine katholische Grundlage verwies. [...] Gauck-Kühne durchbrach die Grenzen des traditionellen Rollen- und Klassenverständnisses, betätigte sich als Studentin und Arbeiterin, war Dichterin und zugleich Wissenschaftlerin und konvertierte vom Protestantismus zum Katholizismus“* (S. 160f.). Elisabeth Gnauck-Kühne und Pauline Herber hatten katholische Ordnungsvorstellungen nicht grundsätzlich in Frage gestellt, längst tradierte Positionen jedoch modifiziert und somit einen Weg zwischen Tradition und Moderne aufgezeigt.

Der neu erschienene Band „Die Entstehung einer Weltreligion“ V (vgl. Werbung auf S. 68) bietet eine Fülle von Beiträgen zur „Vor- und Frühgeschichte des Islam“, „Zum Koran und seiner Exegese“, zu „Islam und Gesellschaft“ sowie zu heutigen islamwissenschaftlichen Publikationen. Wegen der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Problembereiche ist eine zusammenfassende Rezension nur schwer möglich. Anstelle einer Rezension publizieren wir nur das „Vorwort“ (S. 7-10), um einen Einblick in die Fragestellungen zu geben.

Karl-Heinz Ohlig

Vorwort zu „Die Entstehung einer Weltreligion V“

Alle großen Religionen überliefern Mythen, die ihre Anfänge erklären. Diese Mythen sind nicht während ihrer Entstehungszeiten abgefasst, sondern Jahrhunderte später; lediglich das Christentum verfügt über entsprechende Literatur, die frühe Jahrzehnte (die echten Paulusbriefe) bis rund 100 Jahre später geschrieben wurde. Diese Anfangserzählungen sind also keine Geschichtsquellen, anhand derer die Entstehung einer Religion wissenschaftlich dargelegt werden könnte. Sie spiegeln vielmehr die Überzeugungen sehr viel späterer Entwicklungsstadien der jeweiligen Religion, die sie in ihre frühen Zeiten rückdatierten.

Dies gilt auch für die in ihnen behauptete Existenz von Gründerfiguren und deren Aktivitäten. Es scheint sicher zu sein, dass es z.B. Buddha oder Zarathustra oder Mose nicht gegeben hat, sondern mit den Erzählungen von ihnen anschaulich vermittelt werden soll, wie man sich Jahrhunderte später die Anfänge vorgestellt hat.

Auch der Islam bildet hier keine Ausnahme. Zwar gibt es immer noch „Wissenschaftler“, die den Islam auf die Gestalt des Propheten Mohammed in Mekka und Medina sowie seine Verkündigung zurückführen, und für gläubige Muslime sind diese Vorstellungen selbstverständlich. Doch eine historisch-kritische Analyse des Quellenmaterials ergibt, dass alle diese Auffassungen erst zwei- bis dreihundert Jahre später, vom 8. bis 10. Jahrhundert, nachweisbar sind. Erst dann wird der mittlerweile gegebene, wenn auch sich noch formierende Islam auf die Gestalt und das Wirken Mohammeds zurückgeführt und ihm die Autorschaft für den Koran zugesprochen.

Wissenschaftliche Erarbeitungen müssen auf den Fakten des Quellenmaterials beruhen, also einer Analyse des zur Verfügung stehenden zeitgenössischen Materials, dessen Aussagen aber sowohl in der islami-

schen Tradition wie auch von nicht wenigen Islamwissenschaftlern mittels fragwürdiger Argumentationen überspielt werden sollen: Es wird behauptet, dass auf Grund der enormen Gedächtnisleistungen in weithin schriftlosen Kulturen mündliche Überlieferungen über Jahrhunderte ohne Verfälschung weitergegeben werden konnten; es wird eine sehr frühe – nur wenige Jahrzehnte spätere – Abfassungszeit für die erste Ganzschrift des Koran unter dem Kalifen Osman (‘*Utmān*) vertreten, die noch in den heutigen Korantexten überliefert werde; die Rolle der Stadt Mekka und auch der ganzen arabischen Halbinsel wird entsprechend den späteren Überlieferungen in die Frühzeit rückdatiert usw.

Die Erzählungen über die Anfänge sind durchweg legendarisch, ohne historische Grundierung. Wissenschaftlich aber können diese Anfänge nur anhand der zeitgenössischen Quellen und auch einer historisch-kritischen Untersuchung der koranischen Texte annäherungsweise erkannt und beschrieben werden.

Dieser Zielsetzung ist die Forschergruppe von Inārah verpflichtet. Wissenschaftler aus vielen Disziplinen haben ihre Forschungsergebnisse in unseren Symposien vorgestellt, diskutiert und nochmals für die Publikation überarbeitet. Leider mussten wir erfahren, dass zwei unserer früheren Autoren, Piotr O. Scholz und Keith Small, vor kurzem verstorben sind. Keith Small wird in diesem, Piotr O. Scholz im kommenden Band mit einem Nachruf gewürdigt.

In bisher acht Sammelbänden, dieser vorliegende Band ist der neunte, liegen die Beiträge unserer Tagungen, oft erheblich erweitert, vor und können diskutiert werden. Weil sie alle aus den jeweiligen Forschungsarbeiten zu unterschiedlichen Aspekten unserer Fragestellung referieren, gibt es bisher noch keine Gesamtdarstellung, sondern so etwas wie ein Puzzle, aus dem sich wichtige Linien herauslesen lassen. Durch sie werden aber jetzt schon die Islamwissenschaften vom Kopf auf die Füße gestellt, wenn auch der Prozess der Rezeption noch einige Zeit erfordern wird.

Wegen meines mittlerweile hohen Alters werde ich die weiteren Bände nicht mehr mitherausgeben. Dennoch wird die Arbeit von Inārah, die Durchführung von inter-

nationalen Symposien und die Publikation der Forschungsergebnisse, fortgeführt. Bei der Herausgeberschaft der Bände wird mein bisheriger Mitherausgeber Markus Groß, dem ich für die jahrelange vertrauensvolle Zusammenarbeit herzlich danke, weiterhin tätig sein, und meine Rolle wird von unserem Forschungsassistenten Dr. Robert Martin Kerr (Brüssel) übernommen, der auch schon das letzte, fünfte Symposium weithin organisiert und geleitet hat. Die Arbeiten werden also, getragen von der zentralen Funktion unseres Vorstandes, weitergeführt und, wie ich hoffe, noch vertieft werden.

Diese Arbeiten sind nicht nur für die Islamwissenschaften, sondern auch für den Islam selbst, von Bedeutung: Gegenwärtig und auch in absehbarer Zukunft werden sich unsere Gesellschaften mit dem Islam befassen müssen. Zum einen wegen der globalen Situation: In allen Staaten mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung ist mittlerweile der Islam die Staatsreligion, und seine zentralen Autoritäten wie Koran, Sunna oder Scharia bestimmen in unterschiedlicher Radikalität das jeweilige Binnenleben. In keinem dieser Staaten werden Menschenrechte, Frauenrechte, toleranter Umgang mit Nichtmuslimen oder kritischen Muslimen realisiert; relativ gemäßigte Staaten wie die Türkei oder Indonesien radikalieren sich zusehends.

Hinzu kommen in den meisten Fällen unfähige Regierungen und Verwaltungen, verbreitete Korruption, ökonomische Missstände, Unterdrückung von Minderheiten und in manchen Großregionen wie Nahost kriegerische Auseinandersetzungen und drohende Kriegsgefahren.

Schon seit längerer Zeit gibt es aber auch in der Westlichen Welt islamische Minoritäten, deren Mitglieder in unterschiedlicher Weise in unsere Gesellschaften integriert sind. Diese Minoritäten sind durch den Zustrom von Kriegs- und Wirtschaftsflüchtlingen und Asylanten zahlenmäßig enorm angewachsen, und ein Ende dieser Situation ist noch nicht abzusehen.

Für den Umgang mit beiden Phänomenen, dem weltweiten und dem europäischen Islam, genügt es nicht, nur politische, soziale oder kulturelle Gesichtspunkte zu reflektieren. Immer spielt die Religion Islam eine große Rolle, auch wenn diese Frage oft zurückgestellt wird, weil sie angeblich

die Bemühungen um eine Integration oder – global – um die Schaffung von Frieden behindern könnte. Wer dieses Thema allerdings ausblendet und an ihm vorbeiredet, wird die Situation niemals adäquat erfassen können.

So denken wir, dass eine Auseinandersetzung mit dieser Religion unausweichlich ist. Hierbei geht es zunächst einmal um eine wissenschaftliche, historisch-kritische Erarbeitung der Entstehung und weiteren Geschichte des Islam, weil nur auf dieser Basis ein sachgerechter Umgang mit diesen Gesellschaften, außerhalb oder innerhalb Europas bzw. der Westlichen Welt möglich ist. Bei dieser Bemühung muss auf die Hilfe islamischer Gesprächspartner weithin verzichtet werden, fast völlig innerhalb der islamischen Länder, wo unabhängige Forschungen zur Zeit noch unmöglich sind, aber auch hierzulande, wo es zwar erkennbare Tendenzen zu einem Euro-Islam gibt, dessen Repräsentanten allerdings auch hier sehr vorsichtig sein und mit hohen Risiken leben müssen. So ist unsere Arbeit subsidiär, bis sie von muslimischen Wissenschaftlern übernommen und fortgeführt werden kann.

Dieser Prozess ist von großer Bedeutung, weil durch ihn eine sehr dogmatische und rechtliche Konzeption innerhalb des Islam aufgebrochen werden, ein wenig intellektuelle Freiheit Platz greifen kann und auch Forschungen von muslimischer Seite in Gang kommen können. Dies wird in den meist islamistischen Staaten, in denen der Islam Staatsreligion und die Scharia oberste Richtschnur ist, seine Zeit brauchen und kann auch nicht ohne Widerstände ablaufen. Vielleicht werden Impulse dieser Art innerhalb der muslimischen Minoritäten in Europa ein wenig schneller aufgegriffen, in denen es bisher auch nur wenige – auch unter sogenannten Progressiven oder Liberalen – gibt, die sich mit den Anfängen ihrer Religion befassen, und von den westlichen Medien werden solche Überlegungen totgeschwiegen – aus falsch verstandener Rücksichtnahme.

Für alle Religionen gilt: „Aufklärung“ – das ist die Bedeutung von „Inârah“ – kann falsche und einengende Normativitäten auflösen und zu einem freieren und humaneren Leben führen.

Lutz Lemhöfer: Crime Time

Nicht sein kann, was nicht sein darf.

Zu Linda Castillos Roman „Böse Seelen“

Die junge Rachel Esh wird tot im Wald gefunden. Sie ist bei Sturm und Kälte dort nachts jämmerlich erfroren. Was wollte die Halbwüchsige, die statt bei ihren leiblichen bei Pflegeeltern lebte, nachts im Wald? Wieso verirrte sie sich in einer Ecke Land, die sie gut kannte? Hat die isolierte amische Gemeinde, in der sie lebte, womöglich etwas damit zu tun? Über die laufen böse Gerüchte um: Es gehe dort Merkwürdiges vor, was hart an kriminelle Handlungen grenze. Aber keiner weiß was Genaues, und aus der Gemeinde erzählt niemand etwas. Polizeiliche Ermittlungen sind so gut wie unmöglich, denn die Amischen, eine streng täuferische Freikirche, arbeitet aus Glaubensgründen nicht mit der staatlichen Polizei zusammen. Deshalb versucht die Polizei des Staates New York gemeinsam mit der Bundespolizei einen anderen Weg, um an Informationen zu gelangen. Sie möchte eine Undercover-Agentin in die Gemeinde einschleusen, die als vermeintlich Dazugehörige vielleicht eher erfährt, was dort vor sich geht. Dafür soll die Leiterin der Polizei von Painters Mill im nordöstlichen Ohio, 600 km von New York entfernt, gewonnen werden. Denn diese Kate Burkholder wuchs bis zu ihrem 18. Lebensjahr selbst in der örtlichen amischen Gemeinde auf, sie ist mit deren Lebensstil ebenso vertraut wie mit der eigenen Sprache, dem ‚Pennsylvania Dutch‘: ein altertümliches Deutsch aus dem 17. Jahrhundert. Den letzten Schritt in die Gemeinde, die Erwachsenentaufe, hat sie nicht mehr gemacht, stattdessen die bei den Amischen verpönte höhere Bildung nachgeholt: Sie hat ihren Highschool-Abschluss gemacht und am College studiert. Dass sie dann ausgerechnet Polizistin geworden ist, ist von besonderer Pikanterie. Denn die Amischen lehnen nicht nur

selbst die Ausübung von Gewalt ab, sondern kooperieren auch nicht mit der staatlichen, gesetzlichen Gewalt. Sie nehmen Unvermeidliches hin wie Steuern zu zahlen oder die Beachtung von Verkehrsregeln, aber das war's dann auch.

Trotz massiver eigener Bedenken und heftiger Einwände ihres Lebenspartners, ebenfalls ein Polizist, lässt sich Kate Burkholder auf den Undercover-Einsatz ein. Der ist nicht ohne. Denn in ihrer Tarnung als trauernde amische Witwe, die eine neue Gemeinde sucht, muss sie nicht nur den Besitz ihrer Pistole strikt verbergen. Darüber hinaus darf sie kein Auto fahren und muss auch ihr Handy verheimlichen. Sie muss Vertrauen erringen, um vorsichtig im Plaudern oder auch Klatsch etwas davon zu erfahren, was in der Gemeinde ungut läuft. Dazu muss sie eine Wohnung in deren Umfeld finden und ihren Telefonkontakt zur New Yorker Polizei nur heimlich pflegen. Das Hineinwachsen in die Gemeinde gelingt überraschend schnell; sie findet Gesprächspartner und Arbeitskolleginnen, die beim traditionellen handwerklichen Herstellen von ‚Quilts‘ (Decken) gern ins Plaudern kommen.

Sehr bald lernt sie auch den Gemeindeleiter kennen, den „Bischof“, dem die Leute mit einer Mischung von Ehrerbietung und Scheu begegnen: Eine unangefochtene und gefürchtete Autorität. Sie erlebt ihn beim sonntäglichen Gottesdienst, den er leitet und der in seiner Scheune stattfindet. Anschließend geht es zum gemeinsamen Essen, und beim Eintritt in den Speisesaal begrüßt Schrock alle persönlich. *„Eli Schrock steht in der Tür und begrüßt jeden, der den Raum betritt. Er nimmt sich Zeit und scheint es zu genießen, mit allen Mitgliedern seiner Gemeinde zu reden. Während ich langsam vorrücke, beobachte ich ihn genau. Er schüttelt sowohl den Männern als auch den Frauen die Hand, nimmt die Hand einer älteren Frau in beide Hände, beugt sich zu ihr vor und spricht mit ihr. Er hat das höchste Amt der Kirchengemeinde inne, und doch ist er den älteren Frauen gegenüber respektvoll. Selbst aus der Entfernung erkenne ich sein Charisma. Er ist verbindlich und aufmerksam, strahlt Wohlwollen und Vertrauenswürdigkeit aus. Aber er verkörpert auch Macht sowie den Willen und die Strenge, nötigenfalls auch schwere Ent-*

scheidungen zu treffen. Dann bin ich plötzlich an der Reihe (...). Ich neige leicht den Kopf und halte ihm die Hand hin. ‚Das war ein guter Gottesdienst‘, sage ich auf Pennsylvaniadeutsch. (...) ‚Du bist die Witwe aus Ohio‘, sagt er. Überrascht blicke ich auf. Obwohl bei Amischen die Nachricht von Neuankömmlingen bekanntlich schnell die Runde macht, erstaunt es mich, dass er weiß, wer ich bin. ‚Ich heiße Kate Miller und freue mich, hier zu sein, Bischof.‘ – ‚Du bist herzlich willkommen.‘ Jetzt drückt er fest meine Hand und sieht mich so eindringlich an, dass ich Mühe habe, meine Haltung zu bewahren.“ (S.123 f)

Dieser Bischof ist offenbar die zentrale Figur. Er leitet nicht nur als charismatischer Prediger die Gottesdienste; manche Jugendliche, die Probleme machen, holt er sich auch für eine Reihe von Tagen ins Haus, um sie wieder auf Spur zu bringen. Wie er das macht, bleibt ungewiss. Auch die so rätselhaft zu Tode gekommene Rachel Esh hatte einige Wochen bei ihm gewohnt. Er ist, was bei Amischen seines Alters ungewöhnlich ist, nicht verheiratet; den Haushalt führt eine hochschwangere 18jährige. Benimmt er sich ungebührlich gegenüber Frauen? Kate Burkholder testet es aus, indem sie ihn unter der Woche zu einem ‚seelsorglichen Gespräch‘ aufsucht, ihm von amischen Jungmännern berichtet, die verbotener Weise mit Autos herumfahren und fremde Frauen malträtieren. Der Bischof lenkt das Gespräch rasch auf die (erfundene) frühere Ehe von Kate Burkholder alias ‚Kate Miller‘ und macht ihr massive Vorwürfe: *„Letzte Nacht ist mir Gott erschienen, Kate Miller. In einem Traum. Er hat mir gesagt, dein Mann ist gestorben, weil du ihm keine gute Frau gewesen bist. Dass du unreine Gedanken hattest.‘ Ich mache einen Schritt zurück. ‚Das ist nicht wahr.‘ – ‚Ich weiß solche Dinge. Ich sehe eine Frau vor mir, die verloren und einsam ist. Eine verängstigte Frau, die dazugehören möchte, aber nicht weiß, wie sie es anstellen soll. Eine Frau, die sich ihren verlorenen Glauben zurückwünscht. Ich weiß alles über dich.‘ – ‚Nein, das weißt du nicht‘, flüstere ich. - ‚Ich weiß, dass John dir niemals vergeben hat. Und deshalb ist ihm der Zutritt in den Himmel verwehrt. Komm heute Abend zu mir, und ich zeige dir den Weg der Verge-*

bung. ' – ,Ich muss gehen. ' Ich schnelle herum, laufe zur Tür und drehe am Knauf. In dem Moment erreicht er die Tür und hält sie mit der Hand zu. Er beugt sich zu mir herunter, das Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Zu nahe. ,Warte. ' – ,Nein. ' – ,Ich wollte dich nicht erschrecken. ' – ,Ich muss gehen. ' Er richtet sich auf, einen enttäuschten, missbilligenden Ausdruck im Gesicht. ,Also gut. ' Sein Blick wandert zum Fenster. ,Es ist dunkel und schneit. Lass mich wenigstens das Pferd anschnurren, dass ich dich mit dem Buggy nach Hause bringen kann. ' – ,Ich habe einen Tretroller'. – Er sieht mich eine gefühlte Ewigkeit an. Als überlege er, ob er mich gehen lassen kann oder nicht. Einen Moment lang befürchte ich, dass er es nicht tut. Doch ich bin nicht wehrlos, ich bin bewaffnet und kann mich verteidigen. Aber mir geht es nicht gut, und zum ersten Mal habe ich Angst. Schließlich zieht er die Tür auf. ,Wie du willst. ' Ich laufe heraus auf die Veranda und die Treppe herunter. Was hat er mir in den Kaffee getan? Rachel Esh hatte Oxycontin im Blut. Hatte Schrock ihr das verabreicht? Und mir auch? Oder vielleicht sogar etwas Schlimmeres? Unten an der Treppe werfe ich einen Blick zurück. Er steht an die Tür gelehnt da und sieht mir hinterher. Ein Menschenjäger, ein gottverdammtes Raubtier. " (S.181 ff)

Nirgendwo in diesem Buch tritt der Bischof als Täter in Erscheinung. Aber es passieren üble Dinge. Zwei bis drei junge Männer aus der Gemeinde tun als treue Gefolgsleute das, was er selbst nicht tut. Sie begrabschen fremde Frauen und Mädchen bis zur Misshandlung, sie halten manche von ihnen in abgelegenen Scheunen oder einem alten Hühnerstall fest, aus dem sie irgendwann mit unbekanntem Ziel verschwinden. All dies kriegt Kate Burkholder als heimliche Beobachterin mit, die in ihrer Rolle als Amische rasch irgendeine Ausrede findet, warum sie plötzlich an Orten ist, wo man sie nicht erwartet. Leichter ist es bei den Frauen, mit denen sie in der Näh-Werkstatt arbeitet. Manchmal fühlt sie sich auf angenehme Weise in ein früheres Leben zurückversetzt – ein Zwiespalt, der sie ihren ganzen Einsatz hindurch beschäftigt. „Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Roaring Springs bin ich entspannt. Ich mag diese Frauen, fühle

mich wohl mit ihnen. Und mir wird bewusst, wie schön es ist, dazuzugehören. Und wie einfach es wäre, alte Gewohnheiten wieder aufzunehmen. In diesem Moment ist Chief Kate Burkholder nur eine entfernte Erinnerung, eine Frau, die ich vor langer Zeit einmal kannte. An diesem Vormittag bin ich Kate Miller, eine amische Witwe, die bemüht ist, sich zu integrieren, neue Freunde zu finden und noch einmal neu zu beginnen.“ (S.196) Dann wieder stößt sie auf Erschreckendes: sichtbare Verletzungen bei Frauen, deren Herkunft die nicht erklären können oder wollen. Gibt es eben doch Gewalt unter den programmatisch Gewaltfreien? Wer übt sie aus? Und wer dirigiert im Hintergrund? Kate Burkholder gelingt es, den unmittelbaren Gewalttätern immer näher zu kommen. Dabei bringt sie sich auch selbst in Gefahr, zumal, wie ihr erst ganz spät dämmert, diese offenbar einen Helfershelfer bei der Polizei haben, der Kate als Undercover-Ermittlerin nicht nur kennt, sondern anscheinend auch behindert oder gezielt ins Leere laufen lässt. Wie sie das schließlich merkt und wie es ihr gelingt, dann doch die Umtriebe und Machenschaften aufzudecken und auch Täter dingfest zu machen, wird hier noch nicht verraten. Aber klar ist: Der Mann, der bei allem im Hintergrund die Fäden zieht, ist der Bischof. Oder der, der sich Bischof nennt, denn sein Werdegang bleibt im Dunkel. Aber er profitiert von dem Ansehen, das er als Bischof der Gemeinde hat. Dem man etwas Böses nicht zutraut, auch wenn man manches nicht versteht, was er tut. So analysiert jedenfalls im Nachhinein Kate Burkholder das zeitweise so unklare Bild der Gemeinde:

„Ich glaube, alles hat mit Schrock angefangen“, sage ich. „Er ist ein Menschenfänger und Soziopath. Es ist nur eine Vermutung, aber wahrscheinlich hat ihn seine frühere Gemeinde davongejagt, als sie gemerkt hat, wie er tickt. Er ist nach New York gegangen, hat sich selbst zum Bischof ernannt und mit seiner charismatischen Ausstrahlung Leute angezogen – Amische, die mit ihrer eigenen Kirchengemeinde unzufrieden waren, und Exkommunizierte, also die Verlorenen und Unwillkommenen. Menschen, die etwas gesucht haben. Und die hat er dann durch Einschüchterung und Gewalt beherrscht.“ Ich zucke die Schul-

tern. „Im Grunde hat er eine Sekte aufgebaut und sich zu ihrem Anführer gemacht. Wenn ihm jemand querkam, hat er ihn bestraft oder aus dem Weg geräumt.“

(S.332). Was haben also, wenn man ein Fazit ziehen will, die geschehenen Verbrechen mit der amischen Gemeinde zu tun? Unmittelbar nichts, mittelbar aber einiges. Was passiert ist, läuft der Lehre und Praxis der Amischen völlig zuwider; eine Überschrift „Die Gewalt der Gewaltlosen“ wäre also falsch. Aber die Scheu vor der Gewalt schlägt hier um in die Scheu, sie womöglich auch im eigenen Lebensbereich zu entdecken. Und zur Sicherheit weigert man sich beharrlich, genau hinzuschauen. Man würde ja das gemeinschaftliche Selbstbild gefährden. Die passende Überschrift dafür, wie die Amischen hier agieren und reagieren, wäre also: „Nicht sein kann, was nicht sein darf.“ Eine Haltung, die das Böse nicht aktiv betreibt, aber dem Bösen Raum gibt. „Böse Seelen“, wie der Titel heißt, gibt es hier nur wenige, aber viele, die das Böse verleugnen. Die Verleugnung des Bösen und der eigenen Anfälligkeit – eigentlich ist sie das Gegenteil all dessen, was gerade die Religionen immer in Erinnerung rufen: die wesenhafte Sündhaftigkeit des Menschen. Das klingt altbacken, weil religiöse Sprache heute oft altbacken klingt. Dabei geht es um nicht mehr und nicht weniger als die nüchterne Erkenntnis, was – leider – alles menschenmöglich ist.

Linda Castillo, Böse Seelen. Thriller. 352 Seiten. Fischer-Taschenbuch, 9,99 €

Einen guten Überblick über Lehre und Praxis der Amischen bietet das 2005 erschienene Buch:

Peter Ester: Die Amish People. Überlebenskünstler in der modernen Gesellschaft. Patmos-Verlag.



Fundsachen

Neue „Göttliche Tugend“ entdeckt

Pfarrer Ulrich Apelt aus Uersfeld in der Eifel hat zusammen mit der örtlichen Narrenzunft zu einem „nährischen Gottesdienst“ am Fastnachtssonntag eingeladen. Er soll unter dem Motto stehen: „**Freude schenken ist eine göttliche Tugend!**“.

Nimmt man es beim Wort, wird dadurch die traditionelle Trias der „Göttlichen Tugenden“ Glaube, Hoffnung und Liebe durcheinander gebracht – was ja auch auf der lebensweltlich-praktischen Ebene im Karneval bisweilen vorkommen soll.

Wohlwollend interpretiert, lässt sich aber auch eine Erweiterung zu einer Quaternität sehen. C. G. Jung etwa sieht in einer Quaternität eine archetypische Struktur des Göttlichen – womit die Uersfelder Narren wieder auf der richtigen, wenn auch nicht unbedingt orthodoxen Seite wären.

Alles Idioten

„Wenn ich nur im Entferntesten wüsste, was diese Idioten von mir wollen, dann würde es mir leichter fallen, das zu verstehen. Ich kann mir nicht erklären, warum die mich so anfeinden. Das erinnert mich an ganz dunkle Zeiten.“ (Dietmar Hopp, Mitgründer des Software-Konzerns SAP, einer der reichsten Menschen der Welt und Mäzen des Fußballvereins TSG Hoffenheim zu den Schmähungen gegen ihn beim Fußballspiel von Hoffenheim gegen Bayern München)

„Man muss sich fragen, welche Irren in der Nähe von einem Flughafen mit Drohnen hantieren.“ (Joachim Stamp, FDP-Politiker und stellvertretender Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, nachdem am 2. März der Flughafen Frankfurt wegen einer Drohnensichtung für über eineinhalb Stunden geschlossen werden musste. Dadurch entstand nicht nur ein erheblicher Schaden für den Airport, sondern auch das Flugzeug aus Israel, in dem Ministerpräsident Armin Laschet und seine Delegation saß, musste nach Köln umgeleitet werden. Ein Tag zuvor, als das Flugzeug aus Vietnam landete, in dem ein

imprimatur-Redakteur saß – siehe sein Erlebnisbericht in diesem Heft S. 44 – war Gott sei Dank noch keine Drohne zu sehen.)

„Der Himmel möge uns helfen.“

(Lee Man-hee (88), Gründer der „Shinchonji-Kirche von Jesus“ in Südkorea, der von seinen mehr als 200.000 Anhängern als Messias verehrt wird, bei seiner Entschuldigung für die Verbreitung des Corona-Virus in dem nach China am schwersten von der Epidemie betroffenen Land. Die christliche Sekte, deren Name auf Deutsch „Neuer Himmel, neue Erde“ bedeutet, hat Verbindungen nach China und noch im Januar Wuhan, das Epizentrum der Virus-Epidemie, besucht; fast 60 Prozent aller in Südkorea nachgewiesenen Infektionsfälle (4300 Infizierte, 26 Tote) werden mit der Sekte in Verbindung gebracht. Die Sekte wurde von den südkoreanischen Behörden angeklagt – was bei den oben genannten Irren und Idioten (noch) nicht geschehen ist.)

Die Glosse

Rauschheim am Beginn der Fastenzeit

Lieber Joseph, alter Spezi,

hast Du Dir schon einmal Gedanken über das unfehlbare Lehramt unserer Kirche gemacht? Ich als Gewerkschafter bin ins Grübeln geraten und hab mich gefragt, ist das nicht starker Tobak, wenn der frühere Papst Benedikt XVI. nach den Ursachen für die katastrophalen Erschütterungen der Kirche durch die weltweiten Missbrauchsfälle gefragt wird, seine Lehramtsmiene aufsetzt und verkündet: „Die Verursacher sind die 68er“. Mir als einem Gewerkschafter ruiniert eine solche Belehrung das Vertrauen in die Institution Papst total. Also, der Benedikt meint, mir vorschreiben zu können, ich müsst tatsächlich glauben, die deutsche Studentenrevolution hätt für die Kirchenmänner weltweit den Missbrauch angeregt und

auch noch in Gang gesetzt. Sowas schmeißt mich um!

Der Kardinal Marx, lieber Joseph, meint auch zu wissen, wo der Has im Pfeffer liegt. In einem „Paulinus“-Interview erteilt unser Kardinal wie Benedikt eine umwerfende Lehre auf die Frage, warum die Christgläubigen mit den Gottesdiensten nichts mehr anfangen können. Seine erzbischöflich-kardinale Erklärung: Die Ministranten täten nicht genug üben und die Lektoren könnten ihren Text nicht lesen.

Damit hat der bis heute oberste Kirchenlehrer von ganz Deutschland seinen Schafen den Weg gezeigt, wie der Messbesucherschwind zu beheben ist. Man muss die Messdiener beim Kragen packen und die Lektoren Mores lehren, dann wird alles gut. Von den Pastören kein Wort. Die können getrost in ihrem alten Stiefel weitemachen. Joseph, wie soll unsereiner bei solchen Erklärungen von den obersten Hirtenamtsträgern seine von den Oberhirten erwartete Schafsfolgsamkeit weiter befolgen?

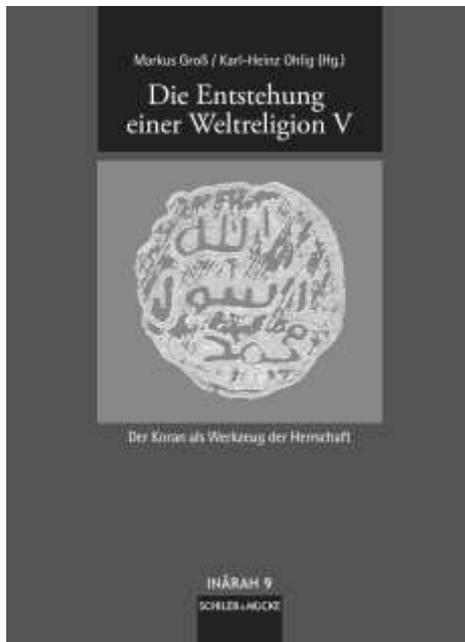
Joseph, in der Gewerkschaft tät sowas eine Revolution auslösen.

Red Du mal mit dem Pater Gescheitle, ob der meine Zweifel am kirchlichen Lehramt auflösen kann.

Leb wohl!

Dein Sepp

P.S.: Joseph, Du kennst den ehemaligen obersten Glaubenswächter Müller und seine Fürstin Gloria, die wo den Afrikanern ihr AIDS-Problem fast lehramtlich einleuchtend erklärt hat, nämlich, mit der frappierenden Einsicht, der Schwarze schnackselt halt gern. Mit der also hat der Kardinal, wie in der Zeitung gestanden hat, eine Spritztour mit Vorträgen durch die USA gemacht. Ihr Schlusswort zur Reise: „Die einzigen beiden Menschen auf der Welt, die uns heute Klarheit geben, sind Donald Trump und Gerhard Ludwig Müller, der Donald Trump der katholischen Kirche ist.“ (Die Zeit, C&W vom 30. Januar 2020) Da verschlägt`s mir die Stimme, also Schluss für heut!



Wenn man die islamische Traditionsliteratur, die erst rund 200 Jahre nach den vorgeblich von ihr beschriebenen Ereignissen verfasst wurde, nicht als Historiographie liest, sondern als „Heilsgeschichte“, deren Ziel die religiöse Deutung der Welt ist, und wenn man stattdessen dem Befund von Inschriften, Münzen, Ausgrabungen und zeitgenössischen Manuskripten den Vorzug gibt, dann ergibt sich ein völlig neues Bild der Entstehung und der Frühzeit des Islam.

Die ältesten Texte einer Sammlung, die später zu dem wurden, was wir Koran nennen, sind nicht in Mekka und Medina, sondern wohl in einem Gebiet zwischen Nordmesopotamien und der Seidenstraße entstanden, als Protest syrisch-christlicher „Altgläubiger“ gegen die zunehmende Hellenisierung der syrischen Kirche. Aber bald nach Beginn der arabischen Herrschaft wurde die Koranschreibung und -lesung Sache der offiziellen Schreiberschulen der neuen Herrschaft.

Die Erweiterung durch neue Texte, heute als islamische Traditionsliteratur bekannt, verrät dynastische Interessen und das Bestreben nach Abgrenzung gegenüber dem großen Rivalen Byzanz, seiner Kirche und Theologie. An deren Stelle tritt ein arabisches Christentum aus semitischen Wurzeln, das heißt ohne die hellenistische Lehre der Dreifaltigkeit, eine Religion, die sich zur Legitimierung der Macht der neuen Herren als sehr nützlich erwies. Diese Entwicklung setzte bereits in der Omayyadenzeit ein, wurde aber unter den Abbasiden zum prägenden Faktor der im Entstehen begriffenen neuen Weltreligion Islam.

Die Entstehung einer Weltreligion V Der Koran als Werkzeug der Herrschaft

INÂRAH - Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran, Band 9

Hardcover / 565 Seiten / ISBN 978-3-89930-215-8 / 68,00 €



Mit Beiträgen von den Herausgebern *Karl-Heinz Ohlig* und *Markus Groß* sowie von *Robert M. Kerr*, *Raymond Dequin*, *Mazdak Bambadan*, *Johannes Thomas*, *Volker Popp*, *Gerd-R. Puin*, *Habib Tawa*, *Marcin Grodzki* und *Daniel A. Brubaker* in deutscher bzw. ein Beitrag in englischer Sprache zur **Vor- und Frühgeschichte des Islam, zum Koran und seiner Sprache**, zu **Islam und Gesellschaft** und zur **Rezeption historisch-kritischer Islamforschung**.